

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.
Postcheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262
Postcheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer
Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW68, Alte Jakobstraße 148
Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgesandt
Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Hermann Müller †

F. K. Die Fahnen der sozialdemokratischen Arbeiter Deutschlands wurden am 21. März auf Halbmast gesetzt. Die Trauer gilt dem Vorsitzenden ihrer Partei und dem zweimaligen Reichskanzler Hermann Müller, der am Abend vorher in einem Berliner Krankenhaus die Augen für immer geschlossen hat. Schon seit Jahren wurde er von einem Gallenleiden geplagt, das mit Operationen zu lindern vergeblich versucht wurde. Wer ihn die letzte Zeit sah, der konnte schon an seiner Gesichtsbilasse ersehen, daß es schlimm um seinen körperlichen Zustand stand. Er hätte längst der Mühseligkeit des parlamentarischen Werktages entsagen, ausspannen und gründliche Heilung beim Arzte suchen müssen. Aber der Nimmermüde und Gewissenhafte war nicht geneigt, in der Zeit der politischen Hochspannung an sein körperliches Wohlbefinden zu denken. Er blieb in der Seele — bis es eben nicht mehr ging und bis die Kunst der Ärzte versagen mußte. Eine neue Operation brachte nicht mehr den erwünschten Erfolg. Die Krankheitsberichte der letzten Tage ließen keinen Zweifel aufkommen, daß sich der Kranke immer mehr der Schwelle näherte, wo der Tod, der unerbittliche, steht.

Hermann Müller ist sehr jung an Jahren in die sozialistische Bewegung gekommen. Er muß sich in seiner Vaterstadt Mannheim sehr eifrig in der sozialdemokratischen Organisation betätigt haben, denn kaum 23 Jahre alt, beriefen ihn die Görlitzer Genossen in die Redaktion ihres Blattes. Hier wurde August Bebel auf ihn aufmerksam und wirkte dafür, daß er, knapp über das 30. Lebensjahr hinaus, in den Parteivorstand berufen wurde, wo er als fleißiger, stiller Arbeiter mit den Großen der Partei, mit Bebel, Singer und andern wirkte.

Der Umsturz von 1918 trug Hermann Müller in den Vordergrund der politischen Bühne. Er wurde Mitglied des Vollzugsrates und des Zentralrates der Republik, 1919 Vorsitzender der Partei und der Reichstagsfraktion. In der Verfassungsgebenden Versammlung von Weimar gingen die Meinungen über die Annahme des Friedensvertrages weit auseinander. Als sie sich unter den furchtbaren Druck von außen für die Unterzeichnung des Vertrages erklärte hatte, wurde die Frage brennend, wer den schweren Gang nach Versailles tun und die Unterschrift vollziehen sollte. Die Wahl fiel auf Hermann Müller, den Außenminister, und den Zentrumsabgeordneten Bell. Es ist wohl kaum einer politischen Persönlichkeit eine derart schwere und undankbare Aufgabe zugemutet worden. Hermann Müller hat sie als treuer Sohn seines Volkes erfüllt. Wie schwer das ihm geworden ist, hat er selbst wiederholt geschildert.

Dank hat dieser Deutsche und Sozialdemokrat nicht für diese übermenschliche Aufgabe erwartet, aber er konnte auch nicht erwarten, daß er deswegen von denjenigen, die die Hauptschuld daran trugen, daß der Gang nach Versailles notwendig wurde, mit Schmähungen überhäuft wurde, die ihresgleichen in der Geschichte suchen. Eine solche maßlose Flut von Geifer und Verleumdung auszuhalten, hätte Nerven von Stahl draht bedingt. Auf diese schmähliche Hetze ist der gesundheitliche Niedergang Müllers in nicht geringem Maße zu setzen.

Im Jahre 1928, nach dem sozialdemokratischen Wahlsieg, wurde Hermann Müller zum zweiten Male mit der Bildung der Regierung, des „Kabinetts der Köpfe“, beauftragt. Unter dieser Kanzlerschaft konnten erhebliche außenpolitische Erfolge, wie die Ablösung des Dawesplans durch den Young-Plan und die Räumung der Rheinlande errungen werden. Auf innenpolitische Erfolge jedoch hat die Arbeiterschaft vergeblich gehofft. Für diesen Mangel ist die anhebende wirtschaftliche Krise und der wilde Haß der Reaktion gegen die Republik und die Arbeiterschaft, freilich auch noch manches andere verantwortlich zu machen. Mit himmlischer Geduld hat der Reichskanzler Müller versucht, die wilde Brandung, die immerfort sein Kabinett und seine Ziele bedrohten, zu meistern oder zu umgehen. Die Art des Ergebnisses seiner Mühe ist noch in aller Gedächtnis.

Über Hermann Müllers Bedeutung als Staatsmann zu urteilen, ist hier nicht der Platz. Möge es genügen, daran zu erinnern, daß er jedesmal, wenn er das hohe politische Amt übernahm, äußerst schwere Aufgaben vorfand, und recht undankbare obendrein. Diese Tatsache hat ihn, den Pflichtbewußten, nicht bestimmen können, der Verantwortung fernzubleiben. Er hat sie übernommen als Deutscher und Sozialdemokrat in dem Bewußtsein, seine Pflicht für sein Volk und seine Klasse zu erfüllen. Er wollte beiden dienen. Er hat beiden in äußerst schweren Stunden gedient. Über die Größe seines Dienstes an seinem Volk und seiner Klasse wird sich besser urteilen lassen, wenn man etwas mehr zeitlichen Abstand und mehr Vergleichsgrößen hat. Mit allem, was bis heute in der Republik an Vergleichsgrößen vorhanden ist, kann in der Republik an Vergleichsgrößen vorhanden ist, kann in diesem Vergleichsverhältnis wird der frühere Kaufmann als Staatsmann sicherlich weit vorn stehen.

Doch uns können jetzt die staatsmännischen Leistungen und sein Rang in der deutschen Geschichte wenig kümmern; uns kümmert jetzt vor allem der

Kampfgenosse und Mensch. Mehr als drei Jahrzehnte stand er in unsern Reihen; ein ganzes Menschenalter hat er unverdrossen zu unserer Sache, die die seine von Jugend an war, gestanden. In dieser langen Zeit hat er



die ungeheure, die zuweilen verzweifelt schwere Bürde des sozialistischen Agitators und Kämpfers getragen. Und ein gut Teil dieser Zeit ist er fast mehr wie irgend ein anderer der Giftmitrailleuse der Reaktion ausgesetzt gewesen. Wer einigermaßen weiß, was es heißt, drei Jahrzehnte sozialistischer Agitator, Kämpfer und ausgesuchte Zielscheibe der giftigsten Arbeiterfeinde zu sein, der wird von dem Werk Hermann Müllers nur mit höchster Anerkennung sprechen. Der wird wissen, welchen ungeheuren großen Verlust die sozialdemokratische Arbeiterschaft und die freien Gewerkschaften durch seinen Tod erleiden. Die lange Schar der Metallarbeiter reiht sich mit ihren Klassengenossen an der Bahre Hermann Müllers an und beklagt mit ihnen aus tiefstem Herzen den Heimgang ihres Freundes, Mitkämpfers und Führers.

Am Nachmittag des 26. März wurde Hermann Müller zu Grabe getragen. Der Sarg war im Hofe des Berliner Parteihauses in der Lindenstraße aufgebahrt. Kameraden vom Reichsbanner bildeten die Ehrenwache. Die Totenfeier wurde mit einem Musikstück und Gesang eröffnet. Dann gedachte der Parteivorsitzende Otto Wels des Lebenswerks des toten Freundes und Genossen. Die Trauer der Sozialistischen Internationale bekundete Emil Vanderveelde. Dann erklang abermals aus dem Hintergrund ergreifende Musik und Gesang. Hierauf wurde der Sarg hinaus auf den Wagen getragen. Er wurde vorn und hinten von einem starken Aufgebot des Reichsbanners geleitet, sozialistische Jugend ging zu beiden Seiten. Dann folgten die verschiedenen sozialdemokratischen Körperschaften, ein langer Zug sozialistische Jugend mit hochflatternden roten Fahnen, woran sich die mächtig langen Haufen der Parteiorganisationen anschlossen. Die Fußsteige der stundenlangen Durchgangsstraßen waren mit Menschen dicht besetzt.

Der Weg ging zur Reichskanzlei. Hier erwartete der Reichskanzler mit dem Vertreter des Reichspräsidenten, Dr. Meißner, den Sarg. Beide legten einen Kranz nieder. Vertreter auswärtiger Gesandtschaften fügten sich mit den deutschen Amtspersonen in den Zug ein. Bei der Vorbeifahrt des Leichenwagens stand der Reichspräsident Hindenburg entblößten Hauptes, dem ehemaligen Reichskanzler den letzten Gruß entbietend. Auch unter den Linden standen zu beiden Seiten die Menschen zu Hauf, den toten sozialdemokratischen Führer stumm ehrend. Noch kompakter war die Menschenmenge am Reichstagsgebäude. Hier sprach, den Sarg vor sich auf der Freitreppe, der Reichspräsident Paul Löbe Worte des Dankes und der Trauer und des steten Gedenkens für den toten Genossen und Volksvertreter. Unter den Klängen des Trommler- und Pfeiferkorps: „Ich hatt' einen Kameraden...“ setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Es hatte schon zu dunkeln begonnen. Gegen 20 Uhr erreichte die Spitze des Zuges das Krematorium in der Gerichtstraße. Hier sprachen der Reichstagsabgeordnete Breitscheid, der französische Vertreter Léon Blum und der Abgesandte des Wahlkreises Franken, den Hermann Müller im Reichstag vertrat. Dann senkte sich der Sarg in die Tiefe.

Draußen beleuchteten die Fackeln der Reichsbannerkameraden die mit Menschen vollgepöbten Straßen. Menschen, die gekommen waren, um mitzutauern um den, der jetzt der Erde wiedergegeben wurde.

Zum Kampf im Baugewerbe

Das Frühjahr wird alsbald im Zeichen schwerer Lohnkämpfe im Baugewerbe stehen. Man braucht dem geschulten Metallarbeiter nicht zu sagen, wie sehr auch ihn das angeht. Nicht nur aus Gründen allgemeiner Arbeitersolidarität und nicht nur weil das Metallgewerbe mit dem Baugewerbe besonders nahe verbunden ist, so daß jede Besserung oder Verschlechterung der Arbeitsbedingungen in dem einen sofort auf das andere hinüberwirkt, sondern weil es sich um einen Teil jenes großen allgemeinen Angriffs der Unternehmer auf den Arbeitslohn handelt, der bald dieses, bald jenes Gewerbe trifft, aber keines unverschont läßt, so daß Erfolg oder Mißerfolg in dem jeweils kämpfenden Gewerbe ohne weiteres die Aussichten in allen anderen bessert oder verschlechtert.

Von vornherein können wir uns da überzeugen, wie recht die Metallarbeiter-Zeitung mit ihrer seit Wochen wiederholten Warnung hat: möge sich kein Arbeiter einbilden, daß es mit den 6 bis 8 vH Lohnkürzung getan sei, mit denen das Unternehmertum voriges Jahr seinen Feldzug begann. Das war nur der schüchternste Anfang. Der Kapitalismus ist jetzt an dem Punkt seiner Entwicklung angelangt, wo er sich nur noch durch fortgesetzt verschlimmerte Ausbeutung erhalten kann. Er wird sich deshalb nicht mit 6 bis 8 vH Lohnkürzung zufriedene geben, sondern weiter und immer weiter gehen, ohne jede Grenze, so weit wie ihn der Widerstand der Arbeiter irgend gehen läßt.

Was erleben wir jetzt? Von 6 oder 8 vH ist bei den Bauarbeitern überhaupt keine Rede. Sondern wenn man die lange Liste der Lohnkürzungen durchgeht, die die Bauunternehmer in den verschiedenen Teilen Deutschlands beanspruchen, so ist das mindeste, was sie verlangen, ein Lohnabbau von fast 17 vH im Nordwestbezirk. Das ist bereits mehr als doppelt so viel, wie ihre Zumutungen vom letzten Herbst. Doch wie gesagt, das ist ihr bescheidenster Vorschlag. In Berlin wollen sie um 21 vH kürzen, im Rheinland um 28 bis 31 vH, im Wuppertal um 33 1/2 vH, in Koblenz und Trier um fast 38 vH! Und so geht die Liste weiter, so daß im Durchschnitt des ganzen Reiches eine Lohnkürzung um etwa 27 1/2 vH herauskäme. Übrigens hat solche Durchschnittsberechnung keinen Sinn, denn dem Koblenzer Maurer, dem 38 vH vom Lohn abgeknöpft werden, nützt es keinen Deut, daß sein Berliner Kollege „nur“ um 21 vH erleichtert wird.

Das sind Dinge, die jedem deutschen Arbeiter angehen. Denn noch einmal sei es gesagt: wir dürfen uns nicht in der falschen Hoffnung wiegen, daß dies nun wenigstens die Grenze sein werde. Setzt das Baukapital die 27 1/2 vH durch, dann folgen nicht nur alle anderen Gewerbe nach, so schnell sie können, sondern dann kommt über kurz oder lang die Forderung nach abermaligem Lohnabbau, um 40 vH, um 50 vH usw. Die Gründe, weshalb die kapitalistische Wirtschaft nicht mehr anders kann, haben wir wiederholt aufgezeigt. An den Erörterungen, die jetzt im Baugewerbe vor sich gehen, läßt sich jedoch mit besonderer Deutlichkeit erkennen, wie fadenscheinig die Vorwände der Unternehmer sind.

Der allgemeine Gedankengang, den die Baukapitalisten vorbringen, ist derselbe wie überall: warum gibt es so viel erwerbslose Bauarbeiter? Weil zu wenig gebaut wird. Warum wird so wenig gebaut? Weil das Bauen heutzutage nicht „rentabel“ ist, das heißt weil es nur geringen Profit bringt. Warum bringt es so kleinen Profit? Weil das Bauen zu teuer ist. Warum ist es so teuer? Weil die Arbeitslöhne und die Materialpreise zu hoch sind. (Bei den letzteren liegt das angeblich auch wieder nur an den hohen Löhnen in Zementfabriken, Glasereien usw.) — Folglich, um die „Baulust anzuregen“, müssen Löhne und Materialpreise gesenkt werden. (Die Materialpreise auch wieder durch Lohnsenkung.) Dann wird sich neues Kapital bilden, das Bauen wird den Kapitalisten, von wegen des besseren Profits, wieder Spaß machen, Arbeitslosigkeit und Krise werden schwinden...

Das ist also durchaus nichts anderes, als was zum Beispiel für die Metallindustrie die Herren Siemens und Borsig und Krupp fort und fort sagen.

Nun aber, wenn man sich die für das Baugewerbe vorliegenden Tatsachen ansieht, zeigt sich sofort, daß die

Aus dem Inhalt		Seite
Hermann Müller † — Zum Kampf im Baugewerbe		105
Die faschistischen Zellenbauer		106
Technische Neuheiten am Kraftwagen — Empfangsstörungen und Störschutzmittel — Ich — der Mann mit der Stoppuhr		107
Von der ewigen Auferstehung — Das Leben der Marie Szameitai — Käthe Kollwitz zu den Müttern		108
Des Arbeitslosen Ostern — Schiffbau — Reise durch Sibirien		109
Treu um Treu — Schlichtungswesen und Tarifverhandlungen — Vom Vorstand — Her mit der 40-Stunden-Woche!		110
Die Jungen über ihre Familie — Der Kampf um den § 218		111
Schriftenschau — Anzeigen		112

Behauptungen der Unternehmer gar nicht wahr sind. Zunächst die Arbeitslöhne. Sogar nach den amtlichen Angaben sind sie von 1929 auf 1930 zum mindesten nicht gestiegen. Und selbst gegenüber 1928 beträgt ihre Zunahme nur knapp 8 vH. Und 27 1/2 vH sollen gekürzt werden. Aber das sind ja nur die Geldlöhne, und nur wie sie im Tarif stehen. Das wirkliche Arbeitseinkommen der Bauarbeiter hat Kuczynski (nach dem wiederholt mitgeteilten Verfahren) wie folgt ermittelt:

im Jahresdurchschnitt 1928	51,25 M die Woche,
im Jahresdurchschnitt 1929	50,80 M die Woche,
im Jahresdurchschnitt 1930	39,10 M die Woche.

Das ist also gesunken, und im letzten Jahr sogar sehr stark gesunken. Aber der Erfolg war nicht Behebung, sondern furchtbare Verschlimmerung der Arbeitslosigkeit. Und nun gar die Kosten des Baumaterials. Die sind sogar nach den amtlichen Ermittlungen im letzten Jahr ganz bedeutend billiger geworden! Ihr Index stand nach amtlicher Angabe: 1928 auf 159,1, 1929 auf 158,9, 1930 auf 148,8. Innerhalb des Jahres 1930 stürzte er von 158 im Januar auf 134,7 im Dezember. Das ist eine Verbilligung um annähernd 15 vH. Dem entsprechend sind denn auch die gesamten Baukosten von 178 auf 154,5 gesunken, das heißt um rund 14 vH.

Also: die Arbeitslöhne wie die Baumaterialien wie die gesamten Baukosten sind im Jahre 1930 erheblich billiger geworden. Hand in Hand damit ist aber nicht etwa die „Baulust“ gestiegen, sondern man hat das Bauen noch mehr eingeschränkt. Die Dinge liegen eben ganz anders, als die Unternehmer vortragen. Kapitalbildung ist da, Profit wird gemacht, aber der Kapitalismus ist nicht fähig, die Wirtschaft zu führen.

Die Mundharmonika als Krisenheilmittel

Ein christlicher Gewerkschaftssekretär hat es entdeckt!

Da grübeln die Wirtschaftsweisen aller Länder nach Mitteln, die furchtbare Wirtschaftskrise zu beseitigen. Und jetzt hat es ein gewiß nicht akademisch gebildeter Mann entdeckt, nämlich der Landesgeschäftsführer der christlichen Gewerkschaften für Süddeutschland, Karl Schlotter, in Karlsruhe. Und sein Mittel ist höchst einfach und leicht anzuwenden. Jedes Gewerbe kann sich seiner bedienen. Wir glauben daher gutzutun, die Entdeckung der großen Öffentlichkeit kund zu machen und zu tun. Bei der Darstellung des Werdegangs der Erfindung folgen wir dem Badischen Beobachter (14. März), der ihr einen präsidierenden Vorschlag zuteil werden läßt. Das genannte Blatt berichtet:

Wie fast jedes Gewerbe, so ist auch die Harmonikaindustrie des Schwarzwaldes in einer schlimmen Lage. Das ging dem christlichen Gewerkschaftssekretär begrifflicher Weise sehr ans Herz. „Eines Tages“, so schreibt der Beobachter, „fiel dem Gewerkschaftssekretär Schlotter immer wieder auf: die geringe Verbundenheit der Arbeiter mit ihrem Beruf und Betrieb (der sie nicht mehr nährte! Schriftfittig der MZ) und die bodenlose Unkenntnis der Schwierigkeiten der Gesamtwirtschaft. Er stellte Untersuchungen an, die ergaben, daß nicht 10 vH der Beschäftigten Mundharmonika oder sonst ein Instrument spielten. Ein Beweis dafür, daß sie in der Tat nur um des Lohnes willen arbeiteten und nicht auch aus Freude am Beruf.“ Na, so was!

Nachdem der christliche Gewerkschaftssekretär diese gewiß nicht alltägliche Entdeckung gemacht hatte, dämmerte es ihm, was zu tun sei: der Absatz der Mundharmonika muß gehoben werden. Er setzte sich daher mit dem Propagandachef der Mundharmonikafirma Hohner in Verbindung, um allgemeine Freude an der Mundharmonikamusik zu entfachen. Zu diesem Zweck will das Landeskartell der christlichen Gewerkschaften die Gründung von Mundharmonika-Orchestern anregen. Musiklehrer sollen herangebildet werden, die die Orchester regelmäßig besuchen und sie unterweisen. Die Orchester sollen bezirks- und landesweise zusammengefaßt werden. Es sind für Süddeutschland bereits 10 Kurse geplant. Die Propaganda soll aber an der Landesgrenze nicht haltmachen. Zunächst sollen die deutschen Vereine in Amerika für die Sache gewonnen werden, weil dort die Firma früher viel Absatz hatte. Ein Vorschlag geht dahin, diese Orchester-Organisation durch den Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften auf das ganze Reich zu übertragen. Die Mundharmonika-Orchester-Bewegung soll unter der Parole geschehen: Das Wohl des Betriebes ist das Wohl der Belegschaft!

Natürlich kann mit der Organisation von Mundharmonika-orchestern nur dem Mundharmonikagewerbe geholfen werden. Aber nichts hindert daran, die Bewegung auf alle Gewerbe auszudehnen. So kann man zum Beispiel eine Bewegung zur Förderung der Freude am Radfahren entfachen. Je mehr diese Freude verallgemeinert wird, desto mehr werden Fahrräder gekauft und der so tief gesunkene Absatz von Fahrrädern muß steigen. Dieselbe Bewegung kann auch für die Kleiderindustrie entfacht werden. Mit der Freude an schönen Modikleidern wird das Kleidergewerbe blühen. Man kann im Verein mit dem Landbund auch die Freude am Schweinebraten steigern. Der Landbund wird, wenn ihn die christlichen Gewerkschaften dazu zusammenfassen, gerne Beifahrer stellen, die im Lande herumreisen und den Arbeitern vorführen, wie gut Schweinebraten schmeckt. Das muß den Absatz an Schweinen in Arbeiterkreisen mächtig steigern und die geschäftliche Magerkeit der Schweinezüchter und Schweine Metzger ist vorbei — denn höherer Absatz bringt höhere Preise.

Was wir da von der Ausdehnung der Bewegung auf andere Gewerbe sagten, wurde vorgetragen in einer christlichen Versammlung am Heuberg, von dem, wie leicht zu erraten ist, die Idee von dem Mundharmonika-Orchester angeht. Der Vorschlag, die Bewegung auf alle Gewerbe auszudehnen, fand allgemeinen Beifall. Es wurde beschlossen, die Lösung dieser schwierigen Bewegung: „Das Wohl des Betriebes ist das Wohl der Belegschaft!“ an die Belegschaft der stählernen Eisenbahn in Rahrort-Meiderich zu telegraphieren. Die Begeisterung der Versammlung wurde leider durch Zwischenrufe eines mitgelakten Kerts etwas gestört. Er rief nämlich wiederholt: „Dös mit der Mundharmonika und dem Fahrrad und dem Schweinebraten wär scho recht, wenn i nur a's Geld dazehätt!“ Der Zwischenruf war zu dumm. Der Mann wurde natürlich gleich entlassen. Er wird als lebendiger Beweis für „die bodenlose Unkenntnis der Schwierigkeiten der Gesamtwirtschaft“ gelten können.

Die Idee des christlichen Gewerkschaftssekretärs Schlotter findet ringsum freudige Zustimmung. Die Reichsdeutsche Vereinigung der Drehorgelfabrikanten spricht ihm seine lebhafteste Sympathie aus und bittet ihn, seinen Plan auch auf das Drehorgelgewerbe auszudehnen. Dieses bräunliche die Popularisierung mindestens ebenso sehr wie die Mundharmonikaindustrie, weil bekanntlich viel weniger als 10 vH der Arbeiter Drehorgel spielen. Die Drehorgelfabrikanten-Vereinigung sei gleichfalls bereit, Drehorgellehrer unentgeltlich zu stellen. Es sei am besten, wenn der christliche Gesamtverband die Sache gleichfalls in die Hand nehme. Für seine Agitations-

Die faschistischen Zellenbauer

Die Hakenkreuzler sind von kapitalkräftigen Kreisen dazu ausersahen, die deutsche Arbeiterbewegung zu zerschlagen. Was den mit Unternehmern gegründeten gelben Verbänden nicht gelungen ist, das sollen die Faschisten jetzt ausführen. Die nationalsozialistische Partei segelt unter der Firma „Arbeiterpartei“, in Wirklichkeit ist sie eine Partei des wildgewordenen Spießertums. Sie hat die mißmutigen Teile aus dem bürgerlichen Lager aufgelesen, aber es ist ihr bisher nicht gelungen, in der Arbeiterschaft festen Fuß zu fassen. Ihre Mission, die ihr von den Unternehmern zugewiesen ist und weshalb sie Geld bekommt, nämlich die Gewerkschaften zu zerschlagen, hat die nationalsozialistische Partei bis jetzt nicht einmal in Angriff nehmen können. Das hat bei den kapitalistischen Geldgebern verschluckt, die ihre Goldstangen nicht umsonst gegeben haben wollen. Sie verlangen Gegenleistungen, sie drängen auf Erfolge. Dies ist bestimmend für die seit Ende 1929 von den Nationalsozialisten betriebene Gründung von Betriebs- und Berufs-zellen.

Aufgabe und Ziel dieser Zellen ist die Zersetzung der freien Gewerkschaften. Sie sollen diese aushöhlen. Mit Geschrei über „marxistische Mißwirtschaft“ und „Bonzentum“ sollen die Mitglieder der Gewerkschaften mißmutig gemacht und die unorganisierten Arbeiter vom Beitritt abgehalten werden. Gleichzeitig verspricht man den Arbeitern die Gründung neuer faschistischer Gewerkschaften mit niedrigen Beiträgen. Gewerkschaften werden aber niemals im „Dritten Reich“ geduldet werden; sie sind nur Mittel, die Arbeiter loszulösen von den freien Gewerkschaften.

Die wachsende Unzufriedenheit der Geldgeber mit der nationalsozialistischen Partei ist nach der letzten Reichstagswahl sehr deutlich zum Ausdruck gekommen. Sie waren enttäuscht, als sich bei der Berechnung des Stimmenverhältnisses ergab, daß die Faschisten in das marxistische Lager nicht eingedrungen sind. Die fünf Millionen Freigewerkschafter hatten nur ein mitleidiges Lächeln für die Anbiederung der Kapitalknechte. Auch die christlichen Gewerkschaften haben den Hakenkreuzlern die kalte Schulter gezeigt. Dafür aber haben die Nationalsozialisten, entgegen den Wünschen ihrer Geldgeber, den bürgerlichen Parteien die Nach- und Mitläufer weggeschnappt. Das war alles andere, nur nicht das, was die Geldgeber haben wollen. Bei den Bürglichen soll im großen und ganzen alles beim alten bleiben, ihnen wünschen die Borsig, Kirdorf, Mutschmann usw. keinen Abbruch. Sie sind ja nicht Gegner der kapitalistischen Ausbeutung, sondern Erhalter und Stützen des kapitalistischen Systems.

So ist der Hitlerpartei einzig und allein die Aufgabe zugedacht, die sozialistische Arbeiterbewegung zu zerschlagen. Es soll den Arbeitern der Halt genommen werden, den sie in den Gewerkschaften haben. Stehen die Arbeiter vereinzelt und ohne gewerkschaftliche Stütze da, dann kann man mit ihnen machen, was man will. Die Unternehmer diktieren dann vollkommen, und die Arbeiter haben zu gehorchen. Das ist Hitlers „Herrenmenschentum“, das ist die „Moral ohne Mitleid“.

Der faschistische Völkische Beobachter hebt zeitweilig mit großsprecherischer Reklame den Fortschritt der nationalsozialistischen Gewerkschaftsarbeit hervor. Es soll für die geldspendenden Quellen der Anschein er-

weckt werden, als wenn in den Betrieben alles hakenkreuztoll geworden sei. Wieviel Nachläufer in Wirklichkeit Hitler in den Betrieben hat, darüber können die Führer der Nationalsozialisten Erkundigungen bei ihren Aushältern einziehen. Sie wären nicht so unzufrieden, wenn Hitler bei den Arbeitern mehr Erfolg haben würde. Jeder Arbeiter sagt sich, daß eine solche Partei nicht die richtige sein kann; denn wenn der Unternehmer sich fördert, muß die Sache einen Haken haben. Jede Gewerkschaft muß doch schließlich sich um die Lebensnotwendigkeiten der Arbeiter kümmern. Kann das aber eine Gewerkschaft, die von den Unternehmern aus der Taufe gehoben worden ist? Ja, kann etwa die Unternehmern etwas an Gewerkschaften liegen, wenn denen sie bekämpft werden? So dumm ist das Unternehmertum nicht. Folglich ist die faschistische Zellenbauerei weiter nichts, als die um die Verbesserung ihrer Lebenshaltung ringende Arbeiterschaft im Joch der Ausbeutung zu halten.

Die Gewerkschaften wären niemals die mächtige Bewegung geworden, wenn nicht das kapitalistische Ausbeutungssystem ihren Bestand zur ehernen Notwendigkeit gemacht hätte. Das kapitalistische Profitsystem hat sie erzeugt, und sie werden nicht heute und auch nicht morgen überwunden werden. Daran werden weder die Faschisten noch das Unternehmertum etwas ändern. Jede Bewegung erzeugt Gegenbewegung, und so war nur eine aus der wirtschaftlichen Entwicklung heraus geborene Zwangsläufigkeit, daß die Gewerkschaften entstanden, wuchsen und größer wurden. Man erkannte, daß nur der Zusammenschluß der Arbeiter die Macht verleihe, das furchtbare Ausbeutungssystem zu brechen. Und die Arbeiter bauten und bauten, legten Stein auf Stein, bis aus dem kleinen Fachverein ein großer Industrieverband, die mächtige Bewegung wurde, die zwar nicht alle Wünsche der Arbeiter erfüllen konnte, aber der Ausbeutung doch Schranken gesetzt hat. Das paßte den Unternehmern nicht, daher versuchten sie durch Gründungen von Wohltätigkeitsvereinen die Arbeiter an sich zu ziehen. Die Arbeiter sahen den Betrug und winkten ab. Die Unternehmer gingen auf die Suche nach solchen Arbeitern, denen der Schuh ganz besonders hart drückte, und überredeten diese zur Gründung von „Gewerkschaften“. Die Arbeiter horchten auf, durchblickten den Schwindel und gingen weiter. Dann kamen die Nationalsozialisten, sprachen vom „Sozialismus“, und die Unternehmer sahen den neuen Helfer und sprangen kräftig ein. Doch ach, das Geld wird vertan und der Erfolg bleibt aus. Der neue Helfer versagt. Unzufriedenheit im Lager der Geldgeber, Drängen nach Taten — doch es geht nicht vorwärts.

Trotzdem wäre es verkehrt, die Wühlarbeit der Faschisten stillschweigend zu dulden. Die Arbeiter-schaft neigt sehr leicht dazu, weil sie solche Miniarbeiter nicht fürchtete. Aber sie hemmt den Aufstieg der Bewegung, die Unternehmer setzen Hoffnungen darauf und werden angriffsflustig. Ihr rücksichtsloses Vorgehen gegen die Löhne im Winter 1930/31 ist zum erheblichen Teil darauf zurückzuführen. Deshalb muß den nationalsozialistischen Zellenbauern das Handwerk gelegt werden. Die Gewerkschaften sind kein Tummelplatz für beschäftigungslose Militärs. Das muß deutlich gesagt, danach muß gehandelt werden. E. N.

versammlungen werde ihm die Fabrikanten-Vereinigung ein frisch vertontes Werbelied:

Daß ich so schaff und was ich spiele,
Dank ich dir, Gesamtverband!

gleichfalls unentgeltlich für Drehorgelorchester zur Verfügung stellen. Dieses Lied, von einem etwa zehnköpfigen Orchester gedreht, werde die ganze Versammlung drehen.

Aber damit ist der Siegeslauf der Schlotter-Idee noch nicht zu Ende. Sogar Nordwest und die Arbeitgebervereinigung haben den genialen Krisenheilkundigen eingeladen, vor ihrer Belegschaft Vorträge zu halten über das höchst zeitgemäße Thema: Das Wohl des Betriebes ist das Wohl der Belegschaft. Das ist besonders auch die Meinung einiger Firmen der Elektroindustrie (die 12 bis 14 vH Dividende ausschütten und 30 vH der Belegschaft abbauen).

Brotverteuerung in Sicht

Als ein nicht geringer Triumph der Regierung bei Beginn der Preissenkungsaktion wurde die Ermäßigung des Brotpreises hingestellt. Sie erfolgte allerdings im engsten Rahmen. Dennoch konnte sie als ein Anfang der Preisermäßigungen gelten. Durch die Politik des gegenwärtigen Reichsernährungsministers scheint jedoch eine Brotverteuerung vor der Tür zu stehen. Auf den Getreidemärkten ist eine Verknappung eingetreten, die Landwirte halten ihre Ware zurück. Glauben sie doch, daß sie in Wochen und Monaten noch einen höheren Preis für ihre Getreide erzielen können. Daß die Gefahr der Brotverteuerung bereits nahe ist, zeigt eine Erklärung des Backgewerbes von Frankfurt a. M., in der es u. a. heißt: „Durch die Zollpolitik der Regierung wurden die Inlandspreise über das Dreifache der Weltmarktpreise getrieben. Seit dem 22. September 1930, dem Tag der letzten Brotpreissenkung, beträgt die Steigerung der amtlichen Notierungen bis heute beim Weizen 6,60 M und beim Roggen 4 M je 100 kg. Daraus geht eindeutig hervor, daß durch die Agrarschutzmaßnahmen der Regierung eine Verteuerung des wichtigsten Lebensmittels unabweislich ist.“

Der Reichsarbeitsminister hat vor einigen Tagen in einer Reichstagsrede darauf hingewiesen, daß die Regierung keine Kürzung der Reallohn anstrebe. Wenn dies der Fall sein soll, dann muß dem Ministerkollegen des Herrn Stegerwald, Dr. Schiele, endlich einmal gesagt werden, daß seine Maßnahmen zur Verteuerung der Lebenshaltung führen. Schiele ist eben ein Minister nicht für, sondern gegen Ernährung und für die Landwirtschaft. Ein Weizenzoll von 25 M und ein Roggenzoll von 20 M je Doppelzentner stellen etwas derartig Ungeheuerliches dar, daß man gar nicht begreifen kann, wie man bei einer solchen Politik von Preissenkung zu sprechen wagt. Innerhalb eines Monats, vom 6. Februar bis 6. März d. J., sind die Weizenpreise an der Berliner Börse je Tonne gestiegen von 266 M auf 292 M. Der Roggen erfuhr eine Verteuerung von 156 auf 169 M. Gerste stieg von 197 auf 203 M. Hafer von 141 auf 151 M im Durchschnitt. Weizenmehl ging im Durchschnitt hinauf von 34 auf 37 M je Doppelzentner. Bei dieser Preistreiberei trotz niedrigster Weltmarktpreise ist eine Erhöhung des Brotpreises nur noch eine Frage der Zeit.

Die Arbeitslosigkeit auf der alten Höhe

Am 15. März waren in Deutschland 4 980 000 Arbeitsuchende vorhanden. Mitte Februar wurden 4 991 000 Arbeitsuchende festgestellt. Somit ist innerhalb eines Monats nur ein Rückgang von 11 000 zu verzeichnen. Wie diese Zahlen zeigen, bewegt sich die Arbeitslosigkeit nach wie vor auf der alten Höhe. Nun ist es allerdings richtig, daß das wärmere Wetter erst nach dem 15. März eingetreten ist. Die Möglichkeit besteht also, daß Ende dieses Monats ein etwas stärkerer Rückgang der Arbeitslosigkeit zu verzeichnen sein wird. Die Arbeitslosenversicherung war Mitte März mit 2 526 000 Hauptunterstützungsempfängern belastet gegen 2 602 000 Mitte Februar. Die Krisenunterstützung zählte 949 000 Hauptunterstützungsempfänger gegen 862 000 im Monat vorher. In den beiden Unterstützungsarten ist eine Verschiebung in der Form eingetreten, daß die Arbeitslosenversicherung entlastet und die Krisenunterstützung belastet wird. Diese Tatsache beweist, daß die langfristige Arbeitslosigkeit zugenommen hat. Immer größer wird die Zahl derjenigen, die länger als 39 oder 52 Wochen arbeitslos sind und somit aus der Arbeitslosenversicherung ausscheiden und der Krisenunterstützung überwiesen werden. Die Gesamtzahl der Hauptunterstützungsempfänger hat von Mitte Februar bis Mitte März um 11 000 zugenommen.

Schwindel von Holland aus

In deutschen Zeitungen sucht die „Niederländische Hoch-Tief-, Hafen- und Kanalbau AV“, Amsterdam, Geldscheine, kade 2, Erdarbeiter, Chauffeure, Beifahrer und Schlosser. In der Anzeige wird gesagt, daß der Fahrpreis zur Hälfte vergütet werde, bedingungsweise im voraus. Dabei wird die Bedingung gemacht, daß 50 Pf. für Rückporto einzusenden sind.

Den Anfragen von Ortsverwaltungen folgend, haben wir uns nach Holland um Auskunft über die arbeitsuchende Firma gewandt. Es wird uns unterm 24. März geantwortet, daß die Untersuchung ergeben hat, daß es sich um ein Schwindelgeschäft handelt. Der Arbeitsnachweis und die Polizei in Amsterdam befassen sich schon mit der Firma. Es hat der Burschen, die hinter dem Geschäft stecken, wohl nur um die halbe Mark „Rückporto“ zu tun. Unsere Leser mögen das beherzigen.

Berichtigung

Vom Vorstand des Verbandes Deutscher Tuch-Großversender E. V. erhalten wir folgende Berichtigung: „In Nr. 3 der Metallarbeiter-Zeitung vom 17. Januar 1931 ist unter der Überschrift „Wucher“ der Auszug aus einem Schreiben mitgeteilt worden, in dem ausgeführt war, daß der Verbraucher von einem Schneidermeister kauft, ein Mehrfaches des vom Versender dafür erhält. Feiner war ausgeführt, daß die Ausführungen sind unzutreffend. Richtig — und durch die Ergebnisse der Enquete-Kommission amtlich festgestellt — ist, daß der die Schneidermeister beliefernde Tuchversender auf den Einstandspreise nur einen kleinen Bruchteil des angegebene Aufschlages, der ein Viertel des Satzes nicht übersteigt, berechnet.“



Technik und Werkstatt



Technische Neuheiten am Kraftwagen

Die Internationale Automobilausstellung im Querschnitt

Von Zivilingenieur Wolfgang Vogel

(Nachdruck verboten)

Die jüngste Internationale Automobil-Ausstellung in Berlin erfreute sich eines außergewöhnlich starken Zuspruchs. Für die meisten Besucher war es schwer, aus der Fülle des Gebotenen die technischen Neuerungen herauszufinden. Es sei darum versucht, hier die wichtigsten anzuführen.

Beginnen wir mit der Zylinderzahl. Bis zu 2 Liter baut man den Motor vierzylindrig, von da ab sechszylindrig. Wer etwas Besonderes haben wollte, erhielt den Achtzylinder, der heute bereits zum Preise der mittleren Personenwagenklasse, also für rund 4000 M, erhältlich ist. Auch bei Achtzylinder-Motoren herrscht die Anordnung der Zylinder in Reihe vor. Sie stehen also senkrecht hintereinander. Ausnahmsweise wählt man auch die V-Anordnung der Zylinder, wie das NAG tut. Man erhält hierdurch einen kürzeren Motor, was zunächst den Vorteil größerer Karosserielänge des Wagens einbringt. Es wird aber auch die Kurbelwelle kürzer. Eine derartige Welle neigt weniger zu gefährlichen Drehbewegungen als eine lange. Man läßt in diesem Falle immer je zwei Kolben aus den benachbarten Zylinderblöcken auf ein und dieselbe Kurbelkröpfung wirken.

Der Viertakt-Vergasermotor herrscht vor, nur DKW, die Vorkämpferin für den Zweitakter, weicht von diesem Grundsatz ab. Personenwagen erhalten nur Vergasermotoren, Lastkraftwagen gehen mehr und mehr zum Dieselmotor über. Am Fahrzeugdiesel hat sich grundsätzlich nichts geändert. Er arbeitet also unter Fortlassung des Kompressors mit Vorkammern. Dagegen ist ihm im Krupp-Motor ein Rivale entstanden, der ebenfalls schweren Brennstoff verarbeitet. Die Vernebelung des Brennstoffes erledigt hier bei Krupp der Vergaser, die eigentliche Verdampfung wird durch einen als Glühring bezeichneten Zylindereinsatz bewirkt. Er arbeitet mit zwei Vergasern, von denen der eine für Leicht-, der andere für Schwerkraftstoff bestimmt ist. Angefahren wird mit ersterem. Nach Erreichung der erforderlichen Betriebstemperatur schaltet der Motor sich automatisch auf schweren Brennstoff um. Beim Vomag-Ober-Hänsli-Motor ist eine Verdampferkalotte eingebaut. Er arbeitet, wie der Diesel, mit Brennstoffpumpe, die ihren Strahl auf die erhitzte Kalotte schießt, wodurch der Brennstoff verdampft. Um anfahren zu können, wird die Kalotte durch eine Glühspirale elektrisch erhitzt. Auch sie schaltet sich nach Erreichen der Betriebstemperatur aus.

Wasserkühlung herrscht auf der ganzen Linie. Nur der Cyklon- und der amerikanische Franklinwagen machen eine Ausnahme. Die Wasserkühler arbeiten selbsttätig mit Pumpe. Der sich hierdurch ergebende schnellere Kühlwasserumlauf gestattet es, mit einem kleineren Kühler, also mit weniger Kühlwasser auszukommen. Leicht könnte die irrtümliche Meinung aufkommen, daß die Luftkühlung so gut wie ausgespielt habe, ausgenommen bei Motorrädern. Diese Ansicht ist aber wohl nicht ganz zutreffend. Man hat die Luftkühlung verlassen, weil man mit ihr nicht ganz zurecht kam und es bequemer ist, eine gute Wasserkühlung zu konstruieren. Dadurch wurde ein wenig das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, denn der luftgekühlte Motor kommt schneller auf die vorgeschriebene Betriebstemperatur. Das ist nicht unwichtig. Ein kalter Motor ist ein Brennstoff-Fresser und überkühlt laufen während eines großen Teiles des ganzen Jahres viele wassergekühlte Maschinen, insbesondere soweit sie Stadtbetrieb haben. Beim überkühlten Motor aber ergibt sich starke Kondensbildung mit all ihren bösen Folgen. Ein Luftkühler, der Aussicht auf Erfolg haben will, muß mit großer Überlegung entworfen werden. Daß sich hierdurch gute Resultate erzielen lassen, beweist die amerikanische Firma Franklin. Vor allen Dingen muß die Kühlung regelbar sein. Man muß natürlich auch durch Drosselung der zufließenden Kühlluft diese regelbar machen; denn es kommt beim Motorbetrieb nicht bloß darauf an, daß überhaupt gekühlt wird, sondern daß man mit Hilfe der Kühlvorrichtung die Maschine auf richtiger Temperatur hält.

Die Vergaser werden stets als sogenannte automatische Vergaser hergestellt, die also einer Nachregelung nicht unbedingt bedürfen. Das hindert nicht die Ausrüstung mit Sparreglern verschiedener Konstruktion. Grundlegend neu ist, daß der Weg jetzt zum sogenannten Fallstromvergaser führt. Um die Bedeutung dieses Wortes zu verstehen, denken wir an einen normalen Vertikalvergaser, wie er früher die Regel bildete. Hier wird im Saugrohr die mit Brennstofftröpfchen angereicherte Luft empor zu den Zylindern gehoben. Diese Hebearbeit steht einer guten Zylinderfüllung im Wege. Man hat herausgefunden, daß umgekehrte Führung des Gasstromes, die sich durch Hochlagerung des Vergasers ermöglichen läßt und bei der also das Gemisch nicht aufwärts zu den Zylindern gesogen wird, sondern gewissermaßen abwärts in sie, dank eigener Schwere, hineinzufallen sucht, bessere Resultate, bessere Zylinderfüllung ergibt. Fortschrittlich denkende Fabriken haben diesen Gedanken aufgegriffen und entsprechende Bauarten entwickelt.

Obleich wir von Motorrädern hier eigentlich nicht zu sprechen haben, sei eingeschaltet, daß auch bei diesen Fahrzeugen der Weg zur Batteriezündung führt und die Magnetzündung mit der Zeit verschwinden wird. Die Gründe sind die gleichen wie beim Wagen. Man hat mit Rücksicht auf die ganz selbstverständlich

elektrische Beleuchtung Lichtmaschine und Batterie so wieso an Bord, und es ist nun bequemer und billiger, einen Batteriezünder anzuordnen, also noch einen zweiten Stromentwickler, also den Magnetzünder zu verwenden. Da jetzt auch bei Motorrädern für gute Beleuchtung gesorgt wird, ist die Lichtmaschine selbstverständlich, und zwar eine solche mit Akkumulator, also eine Gleichstrommaschine. Wechselstrommaschinen, wie sie gelegentlich angeboten werden und die für das Standlicht mit Trockenbatterien arbeiten, sind nicht als vollwertig zu betrachten und werden lediglich ihres geringen Preises wegen gekauft.

An der Umlaufschmierung des Motors hat sich wesentliches nicht geändert, denn die Einschaltung von Feinfiltern bei besseren Wagen, die gewöhnlich im Nebenstrom lagen, ist seit langem bekannt. Ölkühler, die nützlich sind, aber eine Verteuerung der Konstruktion bedeuten, verwendet man nur ausnahmsweise bei Wagen, die entsprechend im Preise liegen. Die zunehmende Verwendung von Oberöl bedingt keine Änderung in der Schmieranlage; es wird bekanntlich einfach dem Brennstoff beigefügt. Nicht ganz erforscht waren bisher die Einwirkungen des Oberöles. Man wußte zwar, daß ein gutes derartiges Schmiermittel sehr wichtig während der Einlaufzeit und angenehm auch für den bereits eingelaufenen Motor ist, hatte aber die nötige Erklärung nicht bei der Hand. Die Versuche von Ingenieur Heinz Poppel haben Klarheit auch über diesen Punkt gebracht. (Fortsetzung folgt.)

Empfangsstörungen und Störschutzmittel

Wenn nach des Tages Last und Mühen der Empfänger eingeschaltet wird und die dargebotenen Klänge oder ein Vortrag Abwechslung bringen sollen, so kann durch plötzlich auftretende Störungen die ganze Freude verdorben werden; gerade als wenn die Hölle losgelassen wäre, zischt, knackt und prasselt es aus dem Lautsprecher. Was ist da zu tun, wenn die Störquelle an der Arbeit sind? Die einzige und schnellste Hilfe besteht im Ausschalten des Empfängers, ferner in systematischer Prüfung festzustellen, ob diese Geräusche zu bestimmten Zeiten auftreten, wie lange sie dauern und welches ihre Ursache sein kann.

Nicht jede auftretende Störung kommt von außen, sie kann auch ihren Ursprung in der Empfangsanlage selbst haben, in schlecht gelöteten Kontakten, sogenannten Wackelkontakten, schlechten Schraubanschlüssen und nicht einwandfreien Verbindungen der Drähte in den Steckern oder letzterer in den Buchsen. Schlechte Erdung ruft bei Netzanschluß-Empfängern ebenfalls Geräusche hervor. Ist ferner eine Antenne parallel zu Starkstrom- oder Hochspannungsleitungen geführt, so induzieren d. h. übertragen sich die in diesen Leitungen auftretenden oder über diese Leitungen gehenden Störungen ebenfalls, stören also den Empfang.

Als hauptsächlichste Störquellen sind zu bezeichnen: Schalter, schlecht befestigte und nicht ganz in der Fassung feststehende Lampen, das Heizkissen, der elektrische Haartrockenapparat, die elektrische Klingel und Motoren, an deren Kollektoren Funken auftreten. Da das Frequenzband dieser Störungen äußerst breit ist, so wäre es nicht richtig, wenn man von dem Standpunkte ausgehen würde, am Netzempfänger selbst eine Störzusteinrichtung anzubringen. Die Folge davon wäre, daß man auch die Rundfunkwellen herbei unterdrücken müßte. Vorschrifts- und zweckmäßig hebt man die Störung am Störgerät selbst durch geeignete Schutzmittel, wie Drosselspulen, Kondensatoren oder Siebkreise auf.

Die Drosselspule ist ein auf verschiedene Frequenzbereiche abstimmbares Störschutzmittel, sie hat einen verhältnismäßig großen Wechselstrom-Widerstand, man kann sie daher ohne weiteres als Wechselstrom-Sperrmittel verwenden. Die Drosselspulen werden meistens als einlagige Zylinderspulen mit verhältnismäßig kleiner Windungszahl gewickelt. Ist die sperrende Frequenz niedrig, so ist die Windungszahl groß, ist die Frequenz dagegen hoch, so ist die auf die Drosselspule aufzubringende Windungszahl klein.

Der auftretende Funke bei Schaltvorgängen, am Kollektor von Motoren, bei lose sitzenden und wackelnden Lampen kann durch Verwendung eines Kondensators gelöscht werden. Die Wirksamkeit des Kondensators als Störschutzmittel beruht darauf, daß der Kondensator für Gleichstrom undurchlässig ist, Wechselstrom aber ungehindert durchfließen läßt. Der Wechselstrom-Widerstand eines Kondensators ist um so kleiner, je größer seine Kapazität und je höher die Frequenz des durchfließenden Wechselstromes ist. Zur Unterdrückung hochfrequenter Wechselströme lassen sich daher als Störschutzmittel Kondensatoren mit kleiner Kapazität verwenden. Die Kondensatoren werden selten für sich allein als Störschutzmittel verwendet, man benutzt sie vielfach in Verbindung mit Sperrdrosseln.

Drosselspulen mit Kondensatoren zusammen in geeigneten Kombinationen bilden eine Siebkette oder einen Siebkreis. Wird ein solches Schutzmittel in eine Störbewegungen führende Netzleitung geschaltet, so behindern die Drosselspulen den Durchgang der störenden Wechselströme und zwingen diese, sich über die Kondensatoren zur Erde auszugleichen. Der Wechselstrom sucht immer den Weg des kleinsten Widerstandes, dieses sind bei einer derartigen Siebkette, die mit der Erde in Verbindung gebrachten Kondensatoren.

Die Entstörung selbst erfolgt auf die einfachste Weise. Bei einer Klingel z. B. tritt die Störung am Unterbrecherkontakt und pendelnden Anker auf. Es wird daher ein Kondensator parallel geschaltet und die Störung tritt nicht mehr in Erscheinung. Auf die gleiche Art werden Kondensatoren teils einzeln, teils in Verbindung mit Störchutzdrosseln bei Motoren verwendet. Am schwierigsten ist die Entstörung eines Hochfrequenzapparates, da von der Elektrode aus eine Ausstrahlung erfolgt, die über die Antenne in den Empfänger gelangt. Das Vorsehen einer Metallmanschette um den Griff des Heilapparates und die Vorschaltung eines Zusatzkästchens, das Drosselspulen und Kondensatoren enthält, wird die Störung soweit beheben, daß sie nur noch als leichtes Säusen wahrnehmbar sein wird.

Jeder Radiohörer, der unter derartigen Störungen leidet, soll ebenfalls Sorge tragen, daß die Besitzer der störenden elektri-

sehen Geräte etwas gegen die Aussendung der Störereignisse unternehmen. Ist die Störquelle bekannt, so kann man sich mit dem Störer in Verbindung setzen, ihn über die Störung informieren und, falls er nicht weiß, was er zu tun hat, über die verfügbaren Störschutzmittel aufklären. Hilft eine gütige Aussprache nicht, so genügt eine Meldung bei der Post, bei der Reichsrundfunk-Gesellschaft oder bei den vom Arbeiter-Radiobund eingerichteten Stellen, um Unterstützung zu erhalten. Durch gerichtliche Entscheidungen ist man nämlich heute in der Lage, endgültig gegen Störungen vorgehen zu können, denn der Rundfunk gehört zu den Einrichtungen, auf deren ungestörten Gebrauch jeder Anspruch hat. Ing. H. Dewald.

Ich — der Mann mit der Stoppuhr

Eine Erwiderung

Der so betitelt Aufsatz befindet sich in Nr. 10 der MZ. Dazu wird wie folgt erwidert:

Dieser Aufsatz liest sich wie ein Gedicht. Was der Mann da schreibt, ist so ganz Gefühl. Wer es kritiklos liest, der wird wie Mus zerrührt. Man fühlt sich darauf verpflichtet, dem Kalkulator, der einem die letzte Woche gerade wieder bei einer Zeitaufnahme 20 Minuten abgezwickelt hat, die Hand zu drücken und um Verzeihung zu bitten, daß man ihn bei dieser Gelegenheit in Erbitterung einen charakterlosen Menschen genannt hat. Denn vielleicht hat auch er fortgehen und dem Chef ins Gesicht schreien wollen, daß er sich weigere, Werkzeug zu sein beim Diebstahl an den Armen.

Nun zur Praxis. Er, der Mann mit der Stoppuhr, raunzt: „Nun, Herr, Sie kommen mit dem Preis nicht aus?“ — Verbindliches Lächeln des Zeitaufnahmebeamten, als ob er einen guten Bekannten nach seinem Wohlergehen gefragt hätte. — „Nein, weil es ein Phantasiepreis ist“, sagt mein Nachbar bitter, hinter den der schmusig Lächelnde unbemerkt getreten war. — „Aber wieso denn, es ist alles ganz genau errechnet. Dann liegt es eben an Ihnen. Welche Mehrarbeiten haben Sie denn gehabt?“ — Und nun geht das Gefeiße los. „22½ Minute kann ich Ihnen darauf Zuschlag geben, aber ich werde es Ihnen auf 23 Minuten aufrunden.“ — „Ausgeschlossen!“ kommt es nun zornig heraus, „und nun halten Sie mich nicht länger mehr von der Arbeit ab mit ihren Berechnungen. Ich wende mich an den Betriebsrat!“

Anschlag der Betriebsleitung: „Auf Grund neuer Feststellungen in verschiedenen Abteilungen unseres Betriebes sehen wir uns genötigt, die Verlustzeiten auf ... Minuten festzusetzen. Der Umrechnungsfaktor für Akkordarbeiter beträgt demnach von nun an ... usw.“

So etwa ist das alltägliche Erlebnis mit den Kalkulatoren. Immer und immer wieder wird uns Arbeitern vorgehalten, das Refa- oder Bedaux-System sei ein wissenschaftliches, mit dessen Hilfe man nur ganz exakt und exakt die wahren Arbeitszeiten feststellen könne. Ehrliche und exakte Wissenschaft — solange sie in den Büchern stehen bleibt und nicht auf die arbeitende Menschheit logelassen wird. In der Praxis ist sie ein ununterbrochener Lohnabzug und ein Betrug an unserer Arbeitskraft. Denn mit Hilfe dieser glorreichen Systeme werden unsere Körper in ein paar Jahren derartig ausgepumpt, daß unsere Lohnherren uns mit 40 Jahren tatsächlich nicht mehr zu diesen Leistungen gebrauchen können. Darüber wird sich wohl jeder klar sein, der die Wirkungen der ungeheuren Mehrleistungen in den letzten Jahren am eigenen Körper spürt.

Und nun die Jünger dieser „Wissenschaft“. Der Schreiber des Aufsatzes in Nr. 10 der MZ mag es ehrlich meinen, aber — entweder er ändert seine Gesinnung, denn sentimentale Anfälle passen nicht zusammen mit Rationalisierung, oder aber, wenn er zu unseren Reihen zählt, steht er bald wieder am Arbeitsamt. Es ist wahr, hin und wieder zischt ein Komet an unserem Budenhimmel vorüber, ein heimlich Sympathisierender. Brachte er aber dem Herrn Oberkalkulator oder Chef nicht genug Verbilligung, lies Lohnkürzungen, so verschwand er sang- und klanglos. Sich aber einfügen, daß heißt den Betrug mitmachen und sich damit trösten, daß es ja sonst ein anderer machen würde, vielleicht noch rücksichtsloser, ist eine merkwürdige Auffassung. Für uns ist es dasselbe, denn ohne unsere Löhne zu kürzen, hält sich doch keiner. Deswegen: Weg mit den schönen Gesten, sie machen uns nicht satt. Jeder ehrliche Mensch mit bewußter proletarischer Moral, das ist die Moral der aufsteigenden Klasse, die mit der bürgerlichen, schmutzigen Doppelzüngigkeit nichts zu tun hat, muß einen Posten als Blutsauger am kranken Leibe des Proleten ablehnen.

Hie Arbeit — hie Kapital! Wer dem Kapital hilft, uns noch mehr zu hetzen mit Minuten und Sekunden, damit die Herstellungskosten gesenkt und dafür noch ein paar Menschen in die Dutzende von wohlbezahlten Direktorposten hineingeschoben werden können, der frißt an unserem Lebensmark. R. G.

Ewige Zahlenmystik

Das Reich der Zahlen enthält soviel Mystik, daß Jahrtausende nicht genügt haben, einen winzigen Teil der Geheimnisse der Zahlen zu ergründen. Kein Wunder also, daß es selbst in unseren Tagen noch Menschen gibt, die in diese Dschungel einzudringen suchen und die Erschließung dieses Gebietes mit Leidenschaft betreiben. Auch der Grieche M. Zervos, Professor der Mathematik in Athen, gehört zu diesen Menschen. Lange Jahre opferte er dafür, die Zahlenmystik zu einem System auszubauen und sie einigermaßen zu durchleuchten. Die Ergebnisse, die seine Forschungen bisher gezeigt haben, sind kaum nennenswert. Dennoch sei eines seiner Beispiele wiedergegeben.

Es ist eigentlich nichts weiter als ein Spiel, aber ein Spiel, das voller Überraschungen ist. — Nehmen wir die Zahl 142 857. Wenn wir diese mit 2 multiplizieren, so ergibt sich 285 714. Vergleichen wir aber die beiden Zahlen miteinander, so bemerken wir, daß nichts weiter geschah, als daß die beiden Anfangsziffern 1 und 4 sich an das Ende verschoben haben. Multiplizieren wir jetzt unsere Grundzahl 142 857 mit 3, dann wird das Resultat 428 571. Hierbei ist also nur die erste Ziffer 1 nach rückwärts gesprungen.

Sollten wir nun unsere Grundzahl mit 4 multiplizieren, so wird das Ergebnis noch überraschender. Da dreht sich der Spieß um; die beiden letzten Ziffern 5 und 7 rücken nach vorn und es entsteht die Zahl 571 428.

Das Systematische in der Veränderung merkt man jedoch erst, wenn man die Grundzahl mit 5 multipliziert. Da löst sich nur die letzte Ziffer 7 von dem Stock los, hängt sich vorn an, und somit zeigt sich die Zahl 714 285.

Bei einer Multiplikation mit 6 wechseln die zwei Gruppen 142 und 857 der Grundzahl ihre Stellung, und es bildet sich 857 142. — Aber wie auffällig es auch ist, daß immer die gleichen Ziffern beim Multiplizieren der Zahl mit 2, 3, 4, 5, 6 ihren Platz wechseln, so wird das ganze System plötzlich über den Haufen geworfen und zeigt ein vollkommen verändertes Gesicht, wenn wir die Grundzahl mit 7 multiplizieren. Da verschwinden erstaunlicherweise alle bisher vorgekommenen Variationen und es ergibt sich das Resultat: 999 999. Es ist kurios, nicht wahr?



Familie und Heim



Von der ewigen Auferstehung

Zieht nach kalten Winternächten der beglückende und erfreuende Frühling mit seiner Botschaft des Neuwerdens in das Land, dann jubelt in allen Herzen die Hoffnung auf Sonne, Wärme und Licht. In den weiten Fluren dürrer Äcker und in den mächtigen Breiten fruchtbarer Bodens beginnt das große Regen. Von den Höhen klingen frohe Vogelstimmen. In den Tälern springen lustig die Bäche, das Lied der schaffenden Arbeit murmelt.

Blumen, Blüten, Sträucher und grünende Bäume grüßen von allen Seiten und heißen uns willkommen. Uns ist oft, als küßte die Natur unsere Seele mit unzähligen Mündern in einer großen Stunde künstlerischen Empfindens.

Vor unseren Füßen liegt die junge Natur und entbietet allen Wanderern lockende Grüße. Berausend wärmend fallen goldige Sonnenstrahlen auf unsere müden Leiber. Dem Müden bedeutet ein Platz auf der einsamen Waldbank die Gelegenheit zur Rast. Schweigend, ganz in sich versunken, vergißt man den Alltag mit seiner un-menschlichen Hast. Man trinkt mit vollen Zügen aus dem wunderbaren Kelch der frischspendenden Natur, um wenigstens einmal ganz Mensch nach eigenen Gefühlen zu sein.

So ruht man andächtig und schweigend in der All-mutter Natur und verspürt überall ein sanftes Raunen, das göttlich ist gegen jenes Gesurr der Transmissionen und das Geratter der Automaten. Kein Dampfhammer faucht — süße Blumendüfte umweben uns. Der Hauch vom jungen Grün ist uns Odem. Tief atmen unsere Lungen. Um uns steht die Schöpferin Natur in ihrem besten Schmuck und gibt uns alles.

Eine Auferstehung ist erfolgt. Nicht nur, daß aus allen Knospen junges Leben bricht, auch in den Millionen Herzen der Menschen in Fabriken und Kontoren ist wieder neues Leben erwacht. Der alte Kämpfer legte sich in der Winternacht zur verdienten Ruhe, um an einem Frühlingmorgen zu neuem Wirken und Schaffen zu erwachen.

Auch wir Menschen sind eine ewige Auferstehung. Immer wieder tritt die Zeit mahnend zu uns, nicht untätig zu sein, wenn Millionen am Neubau der Welt schaffen. Nach Stunden der Bedrückung und Enttäuschung reißt uns der Wille zum Kampf wieder heraus aus der Untätigkeit und stellt uns in den Sturm des Lebens, stellt uns zu Gleichgesinnten, läßt uns mit all den Schwestern und Brüdern gegen die Welt der Ungerechtigkeit marschieren. So erhebt sich wie eine junge Frucht aus dunkler Erde die Kampfschar der sozialistischen Arbeiterbewegung.

Immer gewaltiger soll die Masse werden, immer mehr Menschen sollen auferstehen und zur Zukunft halten. Noch fehlt uns die Auferstehung aller Menschen, aber Geschlecht um Geschlecht stellt sich neu zu uns, um die alte Welt mit frischem Geist und neuem Leben auszufüllen.

Man wird die sozialistische Arbeiterbewegung nicht mehr unterdrücken können. Der erlösende Aufbruch steht uns allen erst noch bevor! Jetzt, wo der Sang von der ewigen Auferstehung wieder durch die Lande schallt und die Metallstimmen der Turmglocken ertönen, wo

Millionen in Armut und Not gewaltig mit dem Leben ringen müssen, da klingt mahnender als je der Sang der Auferstehung an unsere Ohren; denn alles, was unser Geist und unser Schaffen bessern soll, muß erst erkämpft sein!

Die Osterzeit ist für uns die Zeit des Neuwerdens, der Auferstehung zu frohem Wirken. Seht im Geiste die Millionen, die immer wieder erwachen, mit uns den Sang der neuen Menschheit jubeln und für die Auferstehung aller Leidenden kämpfen.

So sei der Sang der Auferstehung uns Mahnung und Hoffnung, sei uns Sang nach Freiheit und Licht!

Kurt Busse.

Käthe Kollwitz zu den Müttern

Wenn ich etwas sagen möchte, dann über die Einstellung der Mütter der Kriegsfreiwilligen aus dem Herbst 1914.

Eine Frau bringt Kinder zur Welt. Ihre Kinder, nicht nur ihre Kinder. Jede Frau, die einen Menschen gebiert und erzieht, fühlt sich damit unter eine Verantwortung gestellt. Wofür erzieht man das Kind? Für das Leben. Ja, aber das Leben ist ein weites Feld. Zwischen Leben und Leben liegen oft Abgründe. Nicht hungern, nicht krank sein, nicht unglücklich sein, bedeutet noch nicht alles. Einen Sinn soll das Leben haben. Und man kommt — selbst die Mütter mit ihrer animalischen Verbundenheit mit den Kindern — zu dem Schluß: Selbst das Leben ist ein bedingtes Gut. Unbedingt aber ist der Drang danach, ja die Verpflichtung: ein Leben zu leben, das einen Sinn hat.

Es kam der Krieg und seine Woge von Ideologien, die ganz Europa überschwenkte. Die erbebenden Mütter aller Länder wußten nicht nur, daß er ihre Kinder nehmen würde — sie fühlten auch, daß sie jetzt beim Wort genommen werden würden. Denn jetzt verlangten die Söhne selbst, sich zum Opfer zu bringen. Sie verlangten von Vater und Mutter Zustimmung zu ihrem Opfer. Jetzt appellierten sie an die Lehre, daß das Leben nicht der Güter höchstes sei.

Es wurde ein großes Opfer. Die restlose Hingabe der Jugend wurde damit erwidert, daß man sie zu Tausenden abschlachten ließ. Es verging ein Jahr und noch ein Jahr. Einer der jungen Freiwilligen vom Herbst 1914 schrieb 1916 aus dem Felde: „Alle Illusionen über den Krieg sind hin. Wenn ich zurückkommen sollte, so wird mein Leben fortan dem Krieg gegen den Krieg gewidmet sein.“ Es war sein letzter Brief — er fiel.

Die Söhne und die Mütter machten eine Wandlung durch, das grauenhafte Erkennen nach anfänglichem Sträuben: Wir sind betrogen. Wir haben alles gegeben, aber wir sahen nicht die Wahrheit. Dieser Krieg barg nicht das in sich, um dessen man opfern mußte. Nein schrien jetzt die Mütter, muß geopfert werden, dann um anderer, höherer Güter willen. Das Leben, das einmalige, nie wiederkehrende Leben soll gelebt werden — nicht im engen egoistischen Rahmen — aber im Dienst der Menschheit. Fordert der Dienst der Menschheit ein Hingeben auch des Lebens, so muß danach gehandelt werden. Aber nie und nimmer war dieser Krieg Forderung im Sinne der Menschheitsentwicklung. Wer die grauenvollen vier Jahre durchlebt hat, weiß, daß hier kein Vorwärtswille der Menschheit sich zum Ausdruck brachte. Nur daß dieser Krieg der letzte sei — logischer Weise sein mußte —, nur diese Überzeugung als Endresultat brachte etwas Licht in die Finsternis.

Die Mütter, die immer mit ihren Söhnen gehen werden, solange es Mütter gibt, sind noch bereit, sie herzugehen, aber nicht mehr zu einem Kriege, der an Wahnsinn noch die Jahre 1914 bis 1918 übertreffen würde. Krieg dem Krieg! Vorwärts! Neuen, weiten Menschheitszielen entgegen!

Das Leben der Marie Szameitat

Von Josef Maria Frank

Copyright 1930 by „Der Bücherkreis GmbH“, Berlin 1931

Bis zum siebzehnten Jahr und dem großen Ereignis, das ihr Leben in neue Geleise umleiten sollte, war Marie Dasein das aller Instleutkinder.

Tag war Arbeit, Nacht war Schlaf. Die Welt hörte auf beim Dorf, eine Weg — e abseits vom Gut, und später beim Bahnhof zwei Stun. Chaussee oder anderthalb Stunden Feldweg entfernt. Im weißgetünchten Herrenhaus, das eine breite Freitreppe und ein leuchtendes Ziegeldach hatte, wohnte der Herr mit der Herrin und den Herrenkindern, die märchenhaft gekleidete Menschenwunder und nambar waren. Der Herr war für Marie die sichtbare Verkörperung des Lieben Gott. Er konnte verdammten oder seligmachen. Er gab Arbeit, Deputat, ein wenig Geld, Stube und Küche in dem braunen strohdachgedeckten Holzhaus, kurz das, wodurch man lebte.

Durch ein wenn auch nicht geschriebenes, so doch unwider-sprochen befolgetes Gesetz waren die Szameitats wie lebendes Inventar dem Gut gehörig. Dort waren die Eltern, Großeltern, Urgroßeltern, die noch lebigen gewesen waren, aufgewachsen. So wie Marie selbst, die hier in diesem niedrigen quadratischen Gelaß, das einer Anzahl Betten, einem Kachelofen, einem aufgehobenen Tisch, zwei Bänken, einem niedrigen Schrank und wenigen Kleinkram so eiförmig Raum gab, daß immer noch etwas Raum übrigblieb, um sich darin bewegen zu können.

In schmalen Bett am Fenster, dessen unterste Scheibe zerbrochen und mit Zeitungspapier verklebt war, lag — so lange Marie denken konnte — der kranke, gelähmte und ewig nörgelnde Großvater. Am Kopfende seiner Bettstelle, schräg zur Ecke, stand Marias Kinderbett. Marie war das erste Kind, das Jahr auf Jahr ein folgte, bis sie zwölf waren, die mit Großvater, Vater und Mutter diese Stube füllten.

Marias frühes Leben war alltäglich und dürr an besonderen Ereignissen.

Nur selten störte Anbergewöhliches. So zu einem Abend, dessen Erlebnis lange Marias Gedächtnis belasten sollte.

Marie war in diesen Tagen sechs Jahre alt geworden. Die Mutter war eine Woche vorher niedergekommen. Und der Vater war, wie fast täglich in dieser Zeit der Aufregung und Sorgen, außer Hause gewesen und hatte das Geld, das man dort dringend wie das liebe Brot benötigte, in die Dorfkeipe getragen.

Von dort kam er wieder, maßlos betrunken und tierisch grölend. Schwankte in die Stube und wollte Essen: „Schweinernes mit Kraut! Wie für den Herrn!“ Saß am Tisch und härmerte mit den Fäusten auf die Platte: „El-ja! Warum

soll ich's nicht haben wie der Herr! Schweinernes mit Kraut! Und Apfeln hinterher!“ Die Stube schwieg boshaft und reizte ihn, daß er stiermässig weiterschr.

„Hol der Satan euch alle, wenn ich's nicht krieg! Bin ich der Herr hier? Oder bin ich nicht der Herr? Eija, Herr bin ich hier!“ Saß so und brüllte, lachte kindisch, gröhle und schlug mit der geballten Faust in den Teller mit Kumpst, daß das Kraut herumflog, die Scherben klirrten und seine Hand blutete. Da erst schwieg er, sah das auf die Scherben tropfende Blut an und lachte kichernd: „Ei, ei, feine Rubinchen! Rote Strinchen! Wie an der Herrin Ringchen!“ und brüllte wieder auf: „Schweinernes mit Kraut will ich! Wie der Herr! Wie der Herr!“

Das war Sturmsignal für die Mutter. Sie hatte keinen Pfennig im Hause. Sie mußte seit Tagen schon beim Krämer borgen. Und sie wußte, daß der Krämer nicht mehr lange auf Vorschub gehen würde. Er wollte Bargeld. Er drohte, sonst nichts mehr zu geben. Und da der Mann wollte Schweinernes, ein Essen wie für den Herrn.

Angeflüddelt stand die Mutter vor dem Vater. Ihre Augen stachen böse, so böse, wie Marie es noch nie vorher gesehen hatte. Prasselnd brach es aus der Mutter heraus. Unterstützt von umdeutlich keifenden Großvater schimpfte sie auf den Betrunkenen ein und gab ihm fürchterliche Worte, daß Marie entsetzt die Händchen auf die Ohren drückte.

Vater saß am Tisch und lachte dezz. Saß da und trommelte kindisch mit den Fäusten, trommelte und brüllte im Takt dazu immer wieder: „Schweinernes mit Kraut! Und Apfeln hinterher! So wie für den Herrn!“

Als nun Großvater und Mutter, in ihrer Empörung fast sinnlos geworden, immer lauter und böser auf ihn einschrien, sprang er plötzlich auf, stand da mit blutunterlaufenen Augen, schwankte langsam hin und her, indes sich seine Augenbrauen drohend zusammenschoben und seine Angipfel suchend rollten. Stand an und brüllte auf. Wie ein wütender Stier. Und griff das Stochsen vom Kachelofen und schlug zu.

Fast zugleich — Marie war angeverzett, die mageren Händchen immer noch auf die Ohren scheln gedrückt, in die Ofenecke zurückgewichen — spritzte, grell Kotes auf und fiel die Mutter. Mit einem jähren und schnell ersticken Schrei. So wie ein Baum, den man mit einem Hieb fällt.

Das war schlamm für Marie. Zitternd sah sie, wie es unheimlich dunkelrot hervorquoll aus Mutters Mund. So unheimlich wie die Stille, die für eine Minute war. Vater lachte noch

einmal auf. Lallte weinerlich unerfüllt und nachträuernd: „Schweinernes mit Kraut. Wie für den Herrn. Ei warum nicht? stolperte, torkelte, daß Marias Geschwister auseinanderschosse. Schwankte durch die Stube und taumelte auf sein Bett, von dem aus das pfeifende Sägen seines nun befriedigt grunzende Atems die Stube durchschnitt.“

Mutter weinte still vor sich hin. Wimmerte eintönig. Stier ab und zu verständnislos auf ihre Schürze, die sich mit roten rostbraun geränderten Flecken übersäte. Griff an den Müttschüttelte den Kopf, den armen leeren Kopf.

Der Vater hatte der Mutter eine tiefe Wunde auf der Oberlippe geschlagen, die von da ab eine häßliche Narbe trug. Und Marie hatte zugesehen. Diesem Schrecklichen, das sie n mehr vergaß.

Seit dieser Zeit haßte und fürchtete Marie den Vater. Nur durch Schläge war sie zu bewegen, mit ihm zu sprechen. Und auch dann waren es nur wenige Worte, erzwungene, gleichgültig klingende, nichts verratende, in Wahrheit aber böse und hassende Worte.

Marie verschloß sich. Sie liebte es immer mehr, still in einer Ecke zu sitzen und wie Großvater tonlos mit den Lippen zu spielen. Die anderen begannen, Marie störrisch und tückisch zu nennen. Nur die Mutter, die unbewußt vielleicht das Kind begriff, versuchte sichtbar, doch zu plump, um Gegenliebe zu finden, sich mehr um Marie zu kümmern.

Das Spielen hörte auf. Mit sieben Jahren mußte Marie auf die kleineren Geschwister aufpassen, bald darauf auch schon mit leichten Handhabungen der Mutter helfen beim Viehfüttern auf dem Felde und bei anderen Arbeiten.

Sie war, wie die Mutter rühmte, anständig. Sie lernte leicht das wenige und ewig gleiche zu kochen, das Instleute, bedürftig und es so gewohnt, essen. Bald mußte sie diese Arbeit ganz übernehmen und für die jetzt schon elf hungrigen Mäule Kartoffeln und Kumpst kochen und Plinsen backen und die sonntäglichen Heringe zubereiten. Zwischendurch mußte sie dann noch die Geschwister warten und allen Schmutz und all Unart kleiner Kinder erdulden und ertragen. Sie tat es, wie man etwas tut, dem man nicht ausweichen kann. Mit einer müden Schimmer eigenartigen Lächelns, das wie festgefroren um die schmalen Mundwinkel stand und nicht auftauen wollte.

Das ewig gleiche und dürftige Essen lies Marie nur wenig wachsen. So blieb sie, wenn auch nicht klein und schwächlich, doch in einem für Instleutkinder verwunderlichen Maße zierlich keinesfalls aber zart.

Sie wurde, merkwürdig genug für ihresgleichen, ein schönes, fast puppenhaft anmutendes Mädchen. Doch das ist Ungeohntes unter Instleuten.

Der Vater hatte ein sonderbar häßliches Gesicht. Grenzenlose Trauer und dann wieder maßlose Grausamkeit konnten darin wetterleuchten.

Er glaubte nicht an Marie als an sein Kind. Wie in Wollust quälte er mit seinem Mißtrauen Marias Mutter. So daß darum manchmal in dieser — trotz ihrer immer sichtbarer werdenden Vorliebe für Marie — spaltender Haß gegen sie zu keimen begann.

Marie wußte nicht, was ein „Bankert“ ist. So sie zu rufen hatte der Vater sich angewöhnt. Besonders dann, tat er das wenn er betrunken nach Hause kam.

Marie grübelte. Ihre Neugier wollte, mußte wissen. Tage lang trug sie sich herum mit dieser Wißgier. Das unbekanntes Wort quälte. Wenn ein Wort sie beschimpfen durfte, dann wollte Marie auch wissen, was dieses Wort bedeutete. Es war fürchterlich, das nicht zu wissen.

Unklare Scheu hielt ab, die Mutter zu fragen. Marie ahnte, daß dies Wort der Mutter weh tat. Was konnte es nur sein?

Das kleine und doch schon so erfinderische Gehirn mußte also andere Wege suchen, um zu erfahren. Da fiel Marie Anne ein. Anne, die immer so gut zu ihr war, die alte Stallmagd Anne. Marie nickte sich aufgeregt zu, die würde ihr wohl schon helfen.

Am Abend, als Marie die Milchkanen aus dem Stall heraus-tragen sollte, fragte sie mutig. Schnell und laut klopfte ihr kleines Herz gegen die Milchkanen, deren schweres Gewicht sie mit beiden Armen an sich preßte. So laut, daß Marie glaubte, Anne müßte es hören. Nur mehr dies Tick-Tack war, sonst war alles ganz still geworden im Stall. Sogar die Kühe standen, wie es Marie schien, auf einmal still. Sie rissen nicht an den Ketten, zerrieben kein Heu zwischen den Zähnen und klatschten auch nicht mit den Schwänzen. Marie spürte voll Schreck das ganz genau: Auch die Kühe waren still geworden. Sie glotzten nur. Aus großen, sonderbaren Augen.

So wie Anne. Und auch so wie neben ihr der hollandsche Piet, der Schweizer. Es war furchtbar für Marie. Der ganze Stall schien zu glotzen, auf irgend etwas zu warten. Wie Marie auf die Antwort wartete.

Marie gab sich einen Ruck und fragte wieder die harmlos klingende Frage: „Anne, was ist das, ein Bankert?“

Als plötzlich Plets aufwiederndes Lachen in die Stille zerplatzte. Piet prustete und bog sich dabei rückwärts, daß der Melkeimer zwischen den Knien herausrutschte und die Milch über die Kacheln floß in den braunen Unrat, der sich hellgelb färbte.

Der Stall wurde lebendig. Die Kuhzähne malzten wieder, und hastig, als ob sie Versäumtes nachholen wollten. Immer noch wieherte Piet. Klatschte sich auf die Knie, drehte sich um, zog Marie am Zopf und schrie quiekend: „Wart nur, Marie. Bis du Marjell bist. Dann werd' ich dir einen machen. Weil du's bist, Marie.“ Und blinzelte verschmitzt der Verständnislosen zu: „Und brauchst nicht mal Dankschön sagen, Marie, dir mach ich's so.“

Marie begriff das alles nicht. Was wollte Piet nur, was meinte er damit? Sie starrte in den Stall und stand überrumpelt. Und warum sah Anne Piet so böse an? Und warum schlug sie ihn jetzt ins Gesicht und schrie: „Halts Maul, du Lorbaß, Schwein du, verfluchtes!“

Nein, Marie begriff das alles nicht. Auch nicht, warum Anne sie jetzt so böse und überschnell aus dem Stall herausstieß. Daß sie wieder im Dunkeln tappte, wie vorher und nun Fragen war.

Ein Erlebnis bald darauf sollte Marie von ihrer Qual befreien. (Wird fortgesetzt)

Die Freßmaschine

Da steht auf einem Bahnsteig ein Automat. Ein breiter, behäbiger Automat, dessen eigentliche Bestimmung die Herausgabe von Schokolade ist. Dieser Automat aber tut das nicht. Wenn man einen Groschen in ihn hineinwirft, dann schluckt er ihn und behält ihn bei sich. Er rückt weder mit der Ware heraus, noch gibt er den Groschen wieder her. Scheinbar ist der Automat nicht in Ordnung. Die Leute kommen und werfen ihre Groschen hinein, ziehen, stoßen und drücken — erfolglos! Der Automat schluckt alles und gibt nichts heraus. Die Leute fluchen, wollen ihr Geld wiederhaben, beschweren sich — hilft nichts: die Groschen sind futsch.

Nun, diesen Automaten nennen die Leute jetzt: den eisernen Agrarier!

Des Arbeitslosen Ostern

Die Glocken läuten, sie künden
Das frohe Osterfest,
Und zwitschernde Vögel bauen
Ihr luftiges Frühlingsnest;
Die Knospen quellen und schwellen
Und formen frisches Grün,
Belebend der Hauch des Lenzes
Zieht über die Lande dahin!

Doch für den Arbeitslosen
Gilt Osterfreude nicht,
Weil es ihm am Urquell der Freude
An Lebensfreude gebricht;
Seit langer Zeit waren Sorge
Und Hunger bei ihm zu Gast —
So wurde ihm das Leben
Verhaßt und zu drückender Last!

Von Woche zu Woche ein Harren
Auf Arbeit, auf Lohn und Brot —
So hielt ihn das Schicksal zum Narren,
So zerrte die grinsende Not
Ihn durch die Gosse des Elends,
Durch Kot, durch Sturm und Schnee,
Erfüllte sein Herz mit Verzweiflung,
Mit Haß und bitt'rem Wehl!



Michaëlis

Und nun statt der Osterfreude
Noch immer Hunger und Leid,
Noch immer keine Arbeit,
Noch immer Elendszeit —
Das ist für die Arbeitslosen
Das Fazit vom Osterfest:
Den Reichen volle Schüsseln,
Den Armen der kärgliche Rest!

Geduld! Wir werden erstreben,
Daß allen ein Osterfest,
Daß allen ein lebenswert' Leben,
Daß allen ein warmes Nest,
Daß allen Lenz und Liebe
Und Freiheit bescheret sei,
Daß allem Volk erblühe
Ein sonniger Lebensmai!

Wir wollen die Auferstehung
Der Menschheit aus Nacht und Not!
Wir wollen, daß allen leuchte
Ein strahlendes Frühlingsrot!
Frisch auf, mein Volk, erwache!
Zum Kampf für Freiheit und Licht!
Du brauchst ja nur zu wollen —
Und deine Kette bricht! Taefs

Schiffbau

Lärm ist sein Zeichen!
Donnernder Lärm, ohrenbetäubendes Getöse, unharmonischer Gesang von Zahnrädern in Kränen, Scheren, Stanzen und Bohrmaschinen. Preßluftschlämmer brüllen eindringlich, hart, rrrationell, rrra-rrra-rrrationell. Mitunter zögert die Maschine wie zweifelnd in ihrem Ausruf und tönt doch immer wieder wahnwitzig hart durch: rrrationell!

Hellinge und Schiffbauschuppen sind die Baustätten des Schiffkörpers. Hellinge, schiefe, gegen das Wasser geneigte Ebenen mit dem zum Abgleiten (zum Stapellauf, wie der schiffbauliche Ausdruck heißt) des Schiffsrumpfes nötigen Gefälle, seitlich hochstrebende Gitterpfeiler für die überspannenden Laufkräne, zwischen den Pfeilern aufgetürmt Klötze, Gerüstplanken, Böcke, hölzerne und eiserne, Regale für Niete, Schmiedekohlen, Karbid, Werkzeugkisten, Sauerstoffflaschen.

Kalter Nordostwind hat hier freien Durchzug, brennende Sonnenglut probt hier ungehemmt ihre Macht, Regen und Schnee prasseln hier unbarmherzig in die Arbeitsstelle. Halt — es gibt auch überdachte Hellinge — bei wenigen Werften — sind wenigstens oben dicht. „Früher“ machte der Schiffbauer, wenn gar zu anhaltend regnete, „blau“; gerne sogar. Heute ist das anders. Jeder Lohnausfall bedeutet Sorge. Nieter, Nietenswärmer, Stemmer und Bohrer ziehen sich im Regen „etwas“ über, meistens einen Kohlsack, der sich unglücklich schön auch mit über den Kopf ziehen läßt; oder einen uralten Überzieher, der in den Schößen und Ärmeln gekürzt ist wegen der Beweglichkeit. Die Schiffbauer knien auf durchnässten Kissen und nieten, bohren, stemmen — der Akkord jagt; jagt, daß sie keine Zeit haben, zu merken, daß sie auch trotz Überkleidung bis auf die Haut („bis aufs Fell“, sagt der Schiffbauer) durchnässt sind. Gesundheit? — Allmächtiger — welcher Arbeiter kann wohl an seine Gesundheit denken! Verdienst, Kampf ums Dasein, ums eigene und das der Familie, Erwerb — das sind die Zauberworte, die auch das Arbeiten in der offenen Helling im strömenden Dauerregen ermöglichen — rrra-rrra-rrrationell.

Das obere Ende der Helling mündet in den Schiffbauschuppen. In ihm ein Wirrwarr von Eisen aller möglichen Formen und Abmessungen, Maschinen aller Art, Bohr- und Versenkmaschinen, Walzen, Biegemaschinen, hydraulische Pressen, Scheren und Stanzen, gewaltig, eindrucksvoll in ihrem Bau und nicht minder in ihrer Wirkung, alles Kraft und Wucht. Der Schiffbau, sein Höllenlärm, Wind und Wetter, schafft sich besondere Menschen: ernst, derb, wortkarg. Reden können sie nicht — dazu fehlt ihnen die Gewandtheit; Phrasen dreschen erst recht nicht — dazu sind sie zu aufrichtig. Ihre Hände sprechen „Arbeit“, ihre Gesichter „Rationalisierung“, ihre Haltung und ihr Gang „Vorsicht!“ Ja — Vorsicht! Denn so zahlreich und unverdrossen wie sie ihre Schiffe bauen, so wissen sie auch zu kämpfen. Solidarität bedeutet ihnen etwas — wehe dem, der gegen sie verstößt, wehe dem!

Ein Vorstandskollege unseres Verbandes sagte uns Neujahr 1929 während des Werftarbeiterstreiks in Kiel, die Verhältnisse an der „Wasserkante“ machten ihm Freude (er kam gerade aus dem Ruhrgebiet und hatte wahrscheinlich nicht so erfreuliche Organisationsverhältnisse gefunden).

Treue Arbeiter, tapfere Kämpfer formt der Schiffbau. Sie kennen nur eine Logik: Nicht betteln, nicht bitten, nur mutig gestritten!

Macht's ebenso. H.

Frühmorgens zur Schicht

Fest ineinander verschlungen und verkrampft, schwer, schwarz und undurchsichtig lagern die riesenhaften Industriewerke in der finsternen, sternenlosen Nacht. Gefangene, umgeformte Naturkräfte murren und zischen gewaltig und rebellierend in ihnen; Feuerflammen springen auf, züngeln drohend, rote, heiße Glutten verflühen. Rauchschwaden ballen sich giftig und entschweben dräuend und drückend über dem Revier und vermengen sich mit dem Rauch, der im ganzen Revier aus tausend Essen, Ventilen, Feuerschlünden und Schloten entweicht und die Luft färbt und ungesund macht.

Krachen und Grollen dröhnt aus diesen Werken nieder-schmetternder als naher Donner.

Doch die Männer, die in den Werken arbeiten, freut es Denn das Aufheulen, Aufschreien, Aufrollen, Brüllen ge-bändigter Kräfte zeigt ihnen, wie sehr sie, die von den mächtigen Industrieherrn Bedrückten, doch noch Menschen sind. Sie lassen dies alles geschehen. Nur sie. Je stärker, wilder,

wütender das Aufschreien, desto erkennbarer ihr Menschentum. Gleißende Glühbirnen werfen ihren Schein grell in diese Nacht. Und dieser Schein fängt und spiegelt sich in den Wolken und Rauchschwaden über dem Revier, legt sich weichstrahlend über all die Werkstätten und Betriebe und ist ihr irdischer Heiligenschein, gefährlich anzusehen, doch bezaubernd, betörend, Ausdruck menschlicher Arbeitsleistung, nicht jenseitiger Verheißungen.

Es ist morgens und noch vor Fünf.

Aus den nachtdumpfen Häusern und Straßen kommen die ersten Männer. Bettwärme ist noch in ihren Gliedern. Fröstelnd streben sie ihren Arbeitsplätzen zu.

Weiterschaffen diesen Tag.

In der Luft ist noch nicht die erste blasse Spur des Morgen-grausens. Die Nacht ist undurchdringlich, tief und ruhig. Der kreischende, brüllende, orgelnde Arbeitsgang stockt zuweilen im Revier. Krisenluft weht. Das geflügelte Wort von der Wirtschaftskrise ist in aller Munde und macht unsicher.

Dazu flattern wilde Streiks hin und her. Pulsen hier und da im Revier auf. Verlangen gebieterisch Besonnenheit.

In Nächten wie dieser träumen die Männer ahnungsvoll und verzweifelt. Sie bangen um den Ewigkeitswert des Stückchens Menschentums in ihnen und ihr Selbsterhaltungstrieb schreckt sie aus tiefstem Schlaf und läßt sie der Wirtschaftskämpfe gedenken, die wieder ausgefochten werden. Alle Kämpfe spielen sich auf der Grundlage ihres Daseins, ihrer Arbeitskraft ab. Zu verstehen, daß die Kampfesbegeisterung ohne Besinnung drängt. Diese Gedanken und Träume sitzen noch in ihren Gliedern, wenn sie zur Arbeit gehen. Schwere, wüste Träume, die ihr Selbsterhaltungstrieb zwang, aus den Tiefen des Unbewußten aufzusteigen und ihren Lebensraum licht- und zukunftswärts auszuloten. Beklemmende Gedanken, darin Weib und Kinder zu finden waren.

Sterne und Mondhelle kennt diese Nacht nicht. Nur das Krachen und Knallen der Werke, die ihre ganze Macht auf die Menschen ausschütten, die da kommen und zu ihnen müssen — auf diese Unausgeruhten und Traumtrunkenen.

Fünf Uhr fünfzig. Die Männer nähern sich den Werken. Ihr Lichtschein nimmt sie auf. Sie drängen fast durch die schwarzen Tore. Ihre Frauen sehen ihnen nach. In ihren Gesichtern ist Bangigkeit. Die Frauen sehen mich an mit Augen, als könnten sie durch mich hindurchsehen. Ich glaube, sie fühlen etwas von dem Ablauf der Dinge in sich. Sie erleben Dinge, jetzt, in ihrem Fenster, von denen sie nicht wissen, ob sie je wirklich gesehen werden. Aber sie können diese Männer nicht zurückhalten! Ob auch nur diesen Morgen!

In alten, längst vergangenen Jahren waren solche Nächte, da die Finsternis einen Triumph feiert, voll Unheil und Not.

Ich glaube, das regte sich in diesen Frauen und deshalb war der Schmerz in ihren Händen und die Angst in ihren Gesichtern.

Heinrich Häusgen.

An die jüngeren Kollegen

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Gewerkschaften offen die Sozialdemokratische Partei als die einzige politische Vertreterin des schaffenden Volkes bezeichnen. Unser Verband ergreift den weitaus größeren Teil der Jugendlichen über 18 Jahre. Darum müssen auch von dieser Stelle aus die jüngeren Kollegen ermahnt werden, sich in der SPD politisch zu organisieren. Die junge Kollegenschaft fehlt meist in der Partei. Oft hört man auf die Frage nach der Parteimitgliedschaft die Antwort, das sei doch nicht notwendig, da man schon im Verband sei. Die Erfahrung lehrt, daß jene, die den Weg von der Jugend zur Partei nicht finden oder gefunden haben, in der Regel später in seichten, stumpfen Geselligkeiten untertauchen und der sozialistischen Bewegung verlorengelien. Hieraus sollen wir lernen. Der junge Mensch beginnt erst mit 18 Jahren, die allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Dinge besser zu begreifen und sich darüber eine eigene Meinung zu bilden. Im Betrieb, an der Stempelstelle usw., ist die Politik unserer Partei in Gemeinde, Land und Reich oft Gegenstand der Kritik. Die soll aber nach einem klaren Urteil geschehen. Man muß nicht immer reden und herabsetzen, oder alles mit der natürlichen Spannung zwischen jung und alt entschuldigen wollen, sondern es gilt auch Pflichten zu erfüllen und zu beweisen, daß man es ernst meint. Wenn wir immer mitarbeiten und zur Stelle sind, werden auch die Jüngeren gestaltend mitwirken können. Es heißt heute erkennen, daß die Partei die erste Säule der Arbeiterbewegung ist und eine starke Partei den Einfluß der Gewerkschaften festigen kann. Wir haben heute mehr denn je die Aufgabe, die Geschlossenheit der Arbeiterklasse und der Partei zu festigen. Aber auch die Naturfreunde, Sänger, Turner und

Sportler, sollten die Jugendlichen anhalten, ihrer politischen Pflicht zu genügen. Die KPD besitzt heute nicht mehr den Charakter einer proletarischen Partei. So bleibt allen jungen Kollegen und Kolleginnen, die sich bewußt zur Arbeiterklasse bekennen und Gegner der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung sind, nur der eine Weg, sich in der großen Arbeiterpartei, der SPD, politisch zu organisieren.

Kurt Pfeifer.

Reise durch Sibirien

Der nachfolgende Abschnitt ist dem im „Bücher-kreis“, Berlin SW 61, erschienenen reichillustrierten Werk „Reise ins asiatische Tuwa“ von O. Männen-Helfen entnommen. Die „Volksrepublik“ Tuwa, im Herzen Asiens gelegen, ist eine Kolonie der Sowjetunion. Preis 4,80 M. für Mitglieder Sonderpreis.

Die Reise nach Sibirien beginnt für den, der von Moskau aus die Fahrt in das „Land der Zukunft“ antritt, bei der Lubjanka. Dort steht zwar nicht der Bahnhof und auch nicht das Moskauer Verkehrsbüro, in dem die Karten zu haben sind — das ist im Hotel Metropol untergebracht. —, aber die Reise beginnt doch dort. Vom Gebäude der GPU an, die „chinesische Mauer“ entlang, bis hinunter zum Swerdlowplatz, den die Moskauer noch immer Theaterplatz nennen, obwohl er schon längst umbenannt ist, steht die Schlange dazwischen, die das Unglück haben, mit der Bahn fahren zu müssen. Milizionäre zu Fuß und zu Pferd sorgen für Ordnung. Sie haben nicht allzuviel zu tun. Der Otschered (Achtung! Wichtige russische Vokabel!) klappert.

Der Otschered, die Schlange, die Polonaise, ist dem Moskauer so vertraut geworden, schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sich gar nicht mehr vorstellen kann, es könnte auch ohne ihn gehen. Das Leben — ein Otschered. Er gehört zum Einkauf, zur Behörde, zum Kino, zur Eisenbahn, wie die Brotkarte zum Brot. Was man, ohne Otschered zu stehen, bekommt, taugt sicherlich nichts. Je länger der Otschered, desto höher der Genuß. Erst in ihm fühlt sich der Mensch wieder im gewohnten Rhythmus des Daseins, kann fluchen auf Leute, die sich vordrängen, hat einen legitimen Grund, seine Wut auszulassen — und alle Moskauer scheinen in einem Zustand latenter Tollwut. Halbwüchsige bieten sich an, Karten mit einem unverachteten Aufschlag zu besorgen, und flüchten, wenn der Milizionär naht. Bekannte entdecken einander: „Nehmen Sie für mich eine Karte nach Charkow, Michail Nikolajewitsch!“ Die Dazwischenstehenden fluchen. Es ist ein Vergnügen.

Aber es geht doch. Die Routine hilft einem über die paar Stunden hinweg. Weshalb sollte es auch beim Kauf von Fahrkarten anders zugehen als beim Kauf von Gurken oder Galoschen? Die wenigen Sanguiniker, die noch die Kraft haben, sich aufzuregen, fallen geradezu auf.

Schritt für Schritt rückt man dem Metropol näher. Wer Glück hat, bekommt schon Mittwoch die Karten, wenn er Montag oder Dienstag vergebens gestanden hat. Er kann dann am Mittwoch nächster Woche fahren. Natürlich die Karte zusammen mit der Platzkarte. So heißt, wie ja der Sprachkennner gleich vermutet hat, die Platzkarte auf russisch. Ich fahre harten Wagen. In der dritten Klasse gewinnt man bekanntlich, sagen alle, denen die zweite Klasse zu teuer ist, einen tieferen Einblick in das Volksleben. Der harte Wagen hieß früher dritte, der weiche Wagen zweite Klasse, und die erste Klasse hat man jetzt „Internationalen Wagen“ zu nennen. Die Klassen sind in Rußland, wie man sieht, wirklich aufgehoben.

Es sei nichts gegen die russische Bahn gesagt, man fährt ganz gut mit ihr. Wer sich nicht seine Kissen und Decken selber mitbringt, kann beim Schaffner für zwei Rubel in einem plombierten Sack reine Bettwäsche bekommen. Der Zug hat kaum den Moskauer Bahnhof verlassen, als auch schon die Reisenden ihr Lager beziehen. Die „Obere“ klappen das Brett an der Wand hoch; zweite Etage des Schlafwagens, in den sich jeder russische Waggon verwandelt läßt, und manche stehen dann nur noch auf, um zum Kipjatok zu laufen, dem Heißwasserkessel, der in jeder Station Wasser zum Teekothen abgibt. Von Moskau bis Wladiwostok bleiben sie liegen, zwei Wochen lang, schlafen, essen, verbeißen Sonnenblumenkerne und dösen.

Die Faust

Unter „Verschiedenes“ gibt der Vereinsvorstand noch folgenden bekannt: Für die Klassikervorstellungen im Stadttheater stehen noch eine beschränkte Anzahl Karten zur Verfügung. Gegeben wird am Dienstag das berühmte Theaterstück von Goethe: Die Faust. O. U.



Verbandsleben



Treue um Treue Ein Erlebnis von Ernst Greiner

Ein Handwerksbursche ging in der Gastwirtschaft von Tisch zu Tisch, um sich Schlafgeld zu fechten. Im stillen beobachtete ich das Spiel seines zermürbten Gesichts. Als der Wirt seiner ansichtig wurde, gab es ranzige Worte über die Bettelei. Der Fremdling stand da, wie ein geschlagener Hund. Er drehte sich mechanisch um, den Weg zur Türe nehmend. Als er an meinem Tisch vorbeiging, faßte ich ihn beim Ärmel und lud ihn ein, bei mir Platz zu nehmen. Scheu nach dem Wirt blickend, folgte er der Einladung. Auf meine Frage nach seiner Verbandswäsche, fing er vielsagend zu lächeln an. Er merkte gleich, daß auch ich einmal zur Zunft der Landstraße gehört hatte. Er reichte mir sein Verbandsbuch. — Was sah ich da? 28 Jahre Mitglied des DMV! Donnerwetter, alle Achtung! Ich faßte den Bruder bei beiden Händen. „Kollege“, raunte ich ihm zu, „man müßte das allen den Burschen da drüben an den Tischen zuschreien, damit sie endlich einmal von ihrer ewigen Skatspielerei aufhören.“

Mein Plan war schnell gemacht. Nur eins konnte es geben: dem fremden Bruder gründlich helfen. Während er die karge Mahlzeit verzehrte, die ich ihm hatte bringen lassen, ersuchte ich ihn, am nächsten Morgen um 9 Uhr auf meiner Arbeitsstelle zu sein: „Wir sind beim Bau der großen Förderbrücke, die zeigt dir jedes Kind.“

Am andern Morgen stand Emil am bestellten Ort. In der Kaffeeküche mußte er erst mal ordentlich frühstücken. Als die Sirene heulte, flogen die Rettungsgürtel schnell beiseite und alle 200 Arbeitskollegen eilten in die Baracken. Sein Verbandsbuch und Mütze nehmend, steuerte ich mit Emil zur größten Baracke. „Prost Frühstück, Kollegen!“ grüßte ich laut. „Hier ist ein Veteran. Seht ihn euch genau an, ihr jüngeren Kollegen, 28 Jahre hat er uns die Treue gehalten. Er will nun einmal sehen, ob die anderen ihm auch die Treue halten.“

Alle Augen schauten nach dem Alten. Die Hände griffen in die Taschen. Es klümperte in der Mütze des Alten. Er wurde jetzt erst gewahr, warum ich ihn hierher bestellt hatte. Wir eilten dann selbster in die andere Baracke. Die halbstündige Pause mußte gut ausgenützt werden. Auch hier gab jeder reichlich. War es doch Sonnabend, und jeder wollte offenbar, daß der alte Kollege mal einen freundlichen Sonntag haben sollte. Nun noch schnell zum Bauleiter. Auch der mußte sein Scherflein beitragen. Schließlich gings in die Kantine. Hier saßen die Monteur der AEG, alles strammie Verbandsmitglieder. Auch hier wurde freigebig gespendet.

Die Mütze war bis zum Rande mit Nickelstücken gefüllt. Wir rannten zur Küche. Guter Rat war teuer. Wo sollte Emil all den Segen verstauen? Seine Taschen waren ganz morsch. Ein Kaffeesäckchen nahm schließlich den Segen auf. Mit einem Bums stellte ich es vor den alten Bruder auf den Tisch. Da stand das Säckchen rund und prall — als wolle es erzählen von Treue und von Solidarität gegen einen Bruder von der Landstraße.

Emil wischte sich mit seinem blankgeschmerzten Ärmel die Augen. Er wollte was sagen. Ich winkte ab. Was können wohl Worte in einem solchen Augenblick ausdrücken? So ließ er denn die Tränen weiterlaufen. Wir reichten uns die Hände. Ich schaute dem Bruder nach. Draußen, am Wegesrand, hielt der alte Former ein, schaute lange zurück — und wischte sich die Augen.

Einige Wochen später. Der tagelange Regen hatte unsere Baustelle zu einem Sumpfloch gemacht. Bis an die Knöchel waten wir im Morast. Dabei mußte aber immer enasig geschafft werden. Der ekelhafte Termin, der als unsichtbarer Treiber hinter jedem Kollegen stand, ließ kein Ausruhen aufkommen. An dem hundert Meter freischwebenden Ausleger waren die Zimmerleute beschäftigt, das nicht mehr notwendige Gerüst abzureißen. Da auf einmal, als die Schwankungen der Brücke außergewöhnlich stark wurden, ging ein Zittern durch den Riesen. Angstverzernte Gesichter. 50 Meter über der Erde. Soll das vielleicht die letzte Minute unseres Lebens sein? Halt suchen. Während sich da oben die Menschen festklammerten, brach unter ihnen mit Donnergetöse ein Teil der angehängten Bandstraße ab. Menschenleiber schwirren durch die Luft, Hände und Füße von sich streckend, als wenn sie im Fallen noch einen Halt suchten. Sirenen heulen übers Land. Alles, was noch lebte, stürzte nach den Zugängen. Kaum daß die niederstürzenden Eisenteile den Boden erreicht, gellten uns mehrfach die Hilferufe unserer eingeklemmten und verletzten Kollegen entgegen. — Sauerstoff und Gasapparate und Schläuche herunter! Nach einigen Minuten sprühten Funken. Eisenteile werden zerschnitten. Scharf felen die Kommandoreufe des Bauführers. Keiner wankt. Endlich ist der letzte Schnitt gemacht, endlich ist der letzte verletzte Kollege befreit.

Obwohl der Wind bitter kalt weht, stehen Schweißperlen auf den Gesichtern. Bahre auf Bahre erscheint. Wortlos mit krummen Rücken werden 14 Kollegen heraufgeschafft. Sieben Kollegen, die vor wenigen Minuten noch mit uns geschafft, liegen bleich und mit zerschlagenen Gliedern aufgebahrt. Entgeistert stiere ich nach der Brücke. Alle unsere Anstrengungen waren umsonst. Unser Wunsch, die Baustelle ohne einen Toten zu verlassen, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Alle Arbeitskameraden sind zu ihren Angehörigen geeilt. Nur ich, als gesetzlicher Vertreter der Belegschaft, bin verpflichtet, zu bleiben. Der Oberstaatsanwalt erscheint. Mein Name wird gerufen. Gegenseitige Vorstellung mit Händedruck: „Mein herzliches Beileid, Herr

Betriebsrat!“ Die nämlichen Worte vom Landrat, von der Werksleitung und dem Vertreter des Handelsministeriums. —

Herbststürme fegen über die Baustelle. Die verbeulten Eisenträger rosten schon. Mit dem ersten Schnee kommt eine Postkarte aus irgendeinem verlassenem Nest Thüringens. Ich lese und lese; ich traue kaum meinen Augen. Was lese ich da?

Werter Genosse Betriebsrat! Für die Opfer des grausigen Unglücks an Deiner Baustelle mein herzlichstes Beileid. Emil S., Former.

Wie wohl das tut, solches Mitgefühl! Da hat der alte Bruder vielleicht seine letzten zusammengebettelten Pfennige benutzt, um uns sein Mitgefühl auszudrücken. Treue um Treue!

Schlichtungswesen und Tarifverhandlungen

Jener Zeitpunkt, wo der größte Teil der bestehenden Tarifverträge abläuft oder zu kündigen ist, ist nahe. In den Betriebs- und gewerkschaftlichen Versammlungen setzt über die kommenden Kämpfe bereits eine lebhaft erörterung ein. Die Aussichten sind für die Arbeiterschaft auf Grund der bestehenden Machtverhältnisse nicht als günstig zu bezeichnen. Bei der Erörterung dieser Dinge wird dann von beinahe jedem Redner das Schlichtungswesen beleuchtet. Ist es doch in der heutigen Zeit ein bedeutender Faktor bei der Lohngestaltung. Unsere „Freunde“ von links lassen laut ertönen: Hinweg mit dem Schlichtungsschwindel! Aber auch in den Reihen derjenigen, die kommunistische Tiraden entschieden ablehnen, tauchen Bedenken über die Lohnschlichterei auf. Gerade deshalb erscheint es mir notwendig, diese für die Arbeiterschaft so wichtige Frage zu klären. Kommt doch auch von der anderen Seite die Mitteilung, daß die Vertreter der Unternehmer von der Regierung verlangt haben, daß das staatliche Schlichtungswesen zunächst vorübergehend aufzuheben sei. Mit andern Worten, die Unternehmer fühlen sich durch die Schlichtungsinstanzen in ihrem Bestreben, den Lebensstand der Arbeiterschaft weiter zu drücken, behindert.

Für uns als Arbeiter steht deshalb die Frage so: Sind wir stark genug, in freien Verhandlungen mit dem Unternehmer die berechtigten Forderungen der Arbeiter durchzusetzen oder Verschlechterungen des Unternehmers abzuwehren? Oder müssen wir hier und dort die Schlichtungsstellen zu Hilfe nehmen? Ich möchte das letztere bejahen. Gewiß schrecken die letzten Ergebnisse. Es sei nur auf den Hamburger Metallarbeiterstreik, auf Nordwest und zuletzt auf Berlin hingewiesen. Aber wären wir in stande gewesen, auf Grund unserer organisatorischen Stärke etwas anderes zu erreichen? Ich glaube nicht. Denn auch Schiedssprüche sind Produkte des Stärkeverhältnisses der beteiligten Gruppen. Aus diesem Grunde hat eben Sachsen von allen Schiedssprüchen verhältnismäßig günstig abgeschnitten.

Es hieße aber auch Vogelstraußpolitik treiben, wollten wir nicht erkennen, daß vielfach unsere Funktionäre die Schlichtungsinstanzen anrufen, weil die organisatorischen Verhältnisse zu einem Kampf leider zu schwach sind. Lassen wir Tatsachen sprechen und nehmen das Jahrbuch von 1928 unseres Verbandes zur Hand. In dem gesamten Reichsgebiet kamen im Jahre 1928 (in den folgenden Jahren sicher noch mehr) vor den Schlichter, Schlichtungsinstanzen und Arbeitsminister 8037 Fälle, bei denen es sich in beinahe allen Fällen um Regelung des Lohnes und der Arbeitszeit handelte. Beauftragt wurden diese von Arbeitern in 6793 Fällen, von Arbeitgebern in 952 Fällen, von beiden Parteien in 150 Fällen, und von Amts wegen in 142 Fällen. Ähnlich wie im Reich liegen die Dinge z. B. in Berlin. Laut dem Jahrbuch 1929 des Ortsausschusses des ADGB wurden im Jahre 1929 725 Bewegungen geführt. Von diesen wurden 352 Fälle durch Schlichtungsverfahren erledigt. Von diesen 352 Fällen wurde das Verfahren eingeleitet: durch Antrag der Arbeiter in 262, der Arbeitgeber in 74, beider Parteien in 11 und von Amts wegen in 5 Fällen.

Wir können aber auch andererseits darauf hinweisen, daß der DMV auch trotz des Schlichtungswesens große Kämpfe geführt hat. Deshalb nicht Ablehnung des Schlichtungswesens. Unser Leitmotiv sollte die Entschließung 380 vom Karlsruher Verbandstag sein. Wenn es im letzten Absatz dieser Entschließung heißt: „Die Bestrebungen zur Beseitigung der Schlichtungsinstanzen kann der Verbandstag nicht unterstützen, ihre Verbesserung dagegen ist mit Nachdruck anzustreben. In Verbindung mit der Tätigkeit der Gewerkschaften muß auch das staatliche Schlichtungswesen die systematische Erhöhung und Anpassung der Arbeitslöhne an die gesteigerte Erziehbikeit der industriellen Arbeit und damit die Hebung der allgemeinen Kultur der Arbeiter und Angestellten dienen“, so haben wir die Verpflichtung, in diesem Sinne zu wirken.

Neueinstellungen durch Arbeitszeitverkürzung

Durch die Vertreter des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Eberswalde ist es unter Mithilfe des Gemeindevorstehers von Finow gelungen, bei der Firma Hirsch-Kupfer-Messing-Werk AG eine Neuregelung der Arbeitszeit vorzunehmen. Die Betriebsleitung hat ihr Einverständnis damit erklärt, daß die Arbeitszeit von 48 auf 40 Stunden verringert wird, um neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Von der Belegschaft arbeiten nach der neuen Vereinbarung 1753 Arbeiter 40 Stunden und 210 Arbeiter 48 Stunden. Die 48stündige Arbeitszeit wurde für die unteren Lohngruppen beibehalten, weil sich in diesen Arbeitergruppen die Herabsetzung der Arbeitszeit auf den Verdienst in einer Weise angewirkt hätte, daß es zweckmäßig erschien, für sie von der Verkürzung der Arbeitszeit Abstand zu nehmen. Durch die Änderung der Arbeitszeit sind sofort 80 Neueinstellungen ermöglicht worden. Es wird erwartet, daß bei voller Durchführung der Vereinbarung, das ist bei der allgemeinen Festsetzung der Arbeitszeit von 48 auf 40 Stunden, die Möglichkeit gegeben ist, noch 120 Leuten mehr Arbeit zu beschaffen.

Die Vertreter des DMV in Eberswalde sind mit dem Vorsitzenden des Ortsausschusses des ADGB und dem Stadtrat Lehnmann zu der Stadtverwaltung herangezogen mit dem Verlangen, auch in den übrigen Betrieben, die noch vollbeschäftigt sind, anzuregen, die gleiche Arbeitszeitregelung zu treffen. Wenn dies Erfolg haben sollte, dürften noch einige hundert Arbeitslose in Beschäftigung kommen. Ein erfreuliches Zeichen praktischer Gewerkschaftsarbeit und proletarischer Solidarität von Arbeitern, die auf diese Weise unter Lohnverlust die Neueinstellung arbeitsloser Klassengenossen ermöglichen.

Schwarzweiß.

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750-6753

Mit Sonntag, dem 5. April, ist der 15. Wochenbeitrag für die Zeit vom 5. April bis 11. April 1931 fällig.

An die auswandernden Mitglieder

Mitglieder, die im Ausland reisen und kein Reisegeld erhalten müssen zur Erhaltung ihrer Mitgliedschaft, unter Einsendung ihres Mitgliedsbuches, beim Verbandsvorstand in Berlin Stund der Beiträge beantragen.

Im Ausland arbeitende Mitglieder, die an ihrem Arbeitsort einer Metallarbeiterorganisation nicht beitreten können, Abs. 5 und § 34 des Verbandsstatuts unter Einsendung ihres Mitgliedsbuches beim Verbandsvorstand als Einzelmitglied anmelden.

Bei Nichtbeachtung dieser statutarischen Bestimmungen löst sich die Mitgliedschaft und kann nach etwaiger Rückkehr erloschene Mitgliedschaft nicht fortgesetzt werden.

Die Ortsverwaltungen werden dringend gebeten, die Kollegen, die sich zu einer Reise ins Ausland oder zur Auswanderung melden, auf die statutarischen Bestimmungen aufmerksam zu machen.

Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Berlin: Der Schloß Paul Walter, geb am 1. Februar 1896 zu Gremsdorf, Mitgliedsbuch Nr. 3186-048, wegen Schädigung der Verbandsinteressen.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Verbandsvorstand

Her mit der 40-Stunden-Woche

Je fürchterlicher die Arbeitslosigkeit wird, desto weniger machen die verantwortlichen Stellen Anstalt, etwas zu ihrer Eindämmung zu tun. Wir in den Betrieben dürfen der Arbeitslosigkeit nicht mehr länger zusehen. Wir sind der Meinung, unbedingt etwas getan werden muß, um die Krise zum Stillstand zu bringen. Nützt da etwa das Schimpfen über die kapitalistische Wirtschaft irgend etwas? Ist es nicht viel wichtiger sich zunächst einmal klar zu werden, was das Dringende gegen die Krise ist?

Die freien Gewerkschaften haben schon seit längerer Zeit eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit gefordert, und den Anfang zu machen mit der Entlastung des Arbeitsmarktes. Der Anfang muß weitergetrieben werden. Langes Überleben ist jetzt nicht mehr am Platze, jetzt heißt es handeln. Handelnd um unserer Kollegen willen, die schon längst der Sorge zur Last gefallen sind, seelisch zugrunde gehen und Gleichgültigkeit verfallen, was nur wieder die Arbeiterschaft als Ganzes zu tragen hat.

Darum: herunter mit der Arbeitszeit auf 40 Stunden, auch wenn es ohne Lohnausgleich sein sollte. Wollten wir es wegen des Lohnausgleichs diese unbedingte Notwendigkeit erfüllt lassen? Gewiß ist damit noch eine weitere Verringerung unseres Einkommens verbunden. Allein, ist nicht unsere Arbeit und all unser Handeln auf Solidarität aufgebaut? Und wollen wir uns ausgerechnet in dieser äußersten schwarzen Stunde nicht gegenseitig helfen? O, es werden die Kommunisten über diesen unseren Akt der Solidarität stänkern. Können es nicht vertragen, daß die Arbeiter selbst streik irgendwie aus der Krise heil herauszukommen. Laßt stänkern! Das Wohl der Arbeiterschaft steht uns über allem.

Wir werden dann schon, wenn eine Entlastung des Arbeitsmarktes eingetreten ist, unsere Verdienste wieder zu steigern vermögen. Denken wir doch nur daran, wie viele müssen heute kurzarbeiten, wie viele sind darunter, die dies vorziehen, der Entlassung zu entgehen.

Der Mensch, der in Arbeit steht, ist immer brauchbarer die Arbeiterbewegung als diejenigen, die arbeitslos sind. In Folge der seelischen und materiellen Not, die immer stärker auf den ganz Arbeitslosen lastet. Deshalb herunter mit der Arbeitszeit!

Um den Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeit zu unterstützen, ist es vor allem notwendig, daß in den Betrieben Belegschaften selbst den Anfang machen. Verschiedene Betriebe haben damit schon begonnen.

Leider ist es so, daß nicht nur die Ausbeuter gegen die Verkürzung der Arbeitszeit sind, sondern auch die Kommunisten. Immer, wo eine Belegschaft über die Verkürzung herberät, leisten die Kommunisten unter allerhand Heuchelwiderstand. Die Unternehmer reißen sich die Hände. Kommunisten nehmen ihnen ja die Mühe ab. Man sollte nicht bei diesen Schädlingen der Arbeiterschaft aufhalten, sondern ruhig und nachdrücklich nach der 40-Stunden-Woche streben. Die Kommunisten haben noch weiter nichts vollbracht als die Arbeiter zu verwirren. Sie haben noch nirgends etwas getan, um das Los der Arbeiter in dieser furchtbaren Not mildern. Wollen sie auch gar nicht. Sie wollen nur die Gewerkschaften spalten. Die Unternehmer wollen dasselbe.

Darum Schluß mit den Reden, und Schluß mit dem Hinhalten auf die kommunistischen Spalter. Alle Kraft an die Erringung der 40-Stunden-Woche. Dies um unserer arbeitslosen Kameraden und um der Arbeiterbewegung willen.

Eduard Schläfer †

Kürzlich hat unsere Mitgliedschaft in Raguhn ihren 14-jährigen Eduard Schläfer zu Grabe getragen. Er war 47 Jahre alt, wurde er seiner Familie und unserer Kollegenschaft entrissen. Schläfer zählte zu den nimmermüden und fleißigen. Seine Tätigkeit beschränkte sich keineswegs auf die Gewerkschaft, sondern auf alle Zweige der sozialistischen Bewegung. In der SPD wie im Ortsausschuß des ADGB, in der Kulturorganisation wie in der sozialpolitischen Beratung hat fleißig geschaffnet und sich dadurch viel Freundschaft und Achtung erworben. Sein Andenken wird über das Grab hinaus erhalten bleiben.

Die Jungen über ihre Familie

Was fordert die Arbeiterjugend von den Eltern?

Betätigung und gesteigertes Selbstbewußtsein der Jugend drücken unserer Zeit den Stempel auf. Die Reibungen zwischen dem älteren und jüngeren Geschlecht sind auf allen Lebensgebieten häufiger und schärfer als in früheren Zeiten einer ruhigeren wirtschaftlichen und politischen Entwicklung. Auch die Beziehungen zwischen den Eltern und Kindern und die Einstellung der heranwachsenden Jugend zum Elternhaus unterliegen einem Wandel. Geht die Entwicklung in der Richtung einer Befestigung oder Lockerung der Bindung zwischen der Jugend und den Eltern? Was fordert die heutige Jugend von den Eltern, was schätzt sie an ihnen besonders, und inwiefern sind die Eltern diesen neuen Erziehungsaufgaben gewachsen?

Diese Fragen sind von ganz besonderer Bedeutung, sofern es sich um die Arbeiterjugend handelt, die ja am frühesten den so schweren Daseinskampf aufnehmen muß und die von den gespannten Beziehungen im Elternhaus noch härter betroffen wird, als die Jugend besitzender Schichten.

Es ist ein Verdienst der Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit, daß sie eine Untersuchung: „Der Jugendliche in der Großstadtfamilie“ (Günter Krolzig, Der Jugendliche in der Großstadtfamilie. Berlin, F. A. Herbig, 5,75 M) veröffentlichte, die sehr beachtenswertes Material über die Einstellung der Arbeiterjugend zu den Eltern bietet. Das Material wurde aus einer Umfrage Berliner Berufsschüler und Berufsschülerinnen, und zwar von insgesamt 2100 gewonnen und sehr übersichtlich mit feinem kritischen Verständnis von Günter Krolzig bearbeitet.

Die Jugendlichen, unter denen die Umfrage vorgenommen wurde, entstammen fast durchweg der Arbeiterschaft. Sie wurden nicht nur über die wirtschaftliche Lage und die Wohnverhältnisse der Familie befragt, sondern sie sollten ausführlich über die inneren Beziehungen der Familienmitglieder und über die gemeinsame Ausgestaltung der Freizeit mit den Eltern berichten. Das Lesen dieser Niederschriften kann Arbeitereltern nicht warm genug empfohlen werden. Nur allzu deutlich protestieren die einen gegen das herkömmliche Herrschaftsverhältnis in der Familie, wo die Eltern zu befehlen und die Kinder zu gehorchen haben. In diesen Fällen bildet sich eine verhängnisvolle Kluft zwischen den Eltern und den Jugendlichen und das Familienleben wird infolgedessen stark gelockert, während die anderen mit Wärme und Begeisterung den neuen Geist der Kameradschaftlichkeit in der Arbeiterfamilie schildern, der die Bande innigster Freundschaft zwischen den Eltern und den Jugendlichen entstehen läßt. So schreibt ein Berufsschüler (Schriftsetzer):

„Was mir meine Familie bietet? Wenig. Meine Eltern stammen aus sogenannten kleinbürgerlichen Verhältnissen. Da steht in erster Linie immer Essen und Trinken, man ist zufrieden, wenn man sich wieder einmal ein Stück anschaffen kann. Genau so ist es mit der Erziehung. Hatte ich etwas verbrochen, bekam ich Schläge und anschließend lange Vorträge. Auf die Seele und Eigenarten der Kinder wird nicht eingegangen. Ich hatte öfter das Verlangen, mich über ein Thema, das mich interessierte, mit meinen Eltern zu unterhalten, aber es kam nicht dazu. Wenn man von den Eltern keinerlei Auskunft bekommen kann, ist es ganz klar, daß man sich andere Kreise sucht, um sich über gewisse Fragen auszusprechen. So ist es ganz natürlich, daß man sich mit dem Elternhaus entfremdet.“ (Es sei erwähnt, daß der Bearbeiter den Stil und die Orthographie der Niederschriften unverändert ließ.)

Ähnlich lauten die Berichte der anderen Jugendlichen, denen gegenüber die Eltern ihre Obrigkeitsrechte geltend machen, ohne sich um die geistigen Bedürfnisse und seelischen Nöte der Jugendlichen zu kümmern. Ein 16jähriger Berufsschüler (Schneider) berichtet über seine Einstellung zur Familie wie folgt:

„Was bedeutet mir meine Familie? „Nichts.“ Ich bin nur zu Hause um zu essen und zu schlafen. Das Verhältnis zwischen meinen Eltern und mir ist gerade nicht sehr berühmt. Meine Mutter hängt noch zu sehr an das Altmödische. Sie versteht mich nicht, mit ernst Dingen (Sexuelle Fragen) kann man sich überhaupt nicht mit ihr unterhalten. Dadurch sehe ich mich gezwungen meine eigenen Wege zugehen. Ich bin der Mitbegründer einer Arbeitsgemeinschaft, die mir über alles geht. Dort finde ich, was mir mein Elternhaus versagt. Mit guten Kameraden lebe und arbeite ich. Meine Mutter will dieses anfechten, dadurch zwingt sie mich zu Heimlichkeiten und zum Lügen. Da ich keine Lust habe mich mit meinen Eltern zu unterhalten und rum zustreiten, bin ich sehr schweigsam. Man nennt mich dadurch Maulfaul und dummes Luder. Dadurch bin ich vollkommen verbittert. Ich bin seelisch krank. Selten bin ich lustig, das Leben erscheint mir dadurch eintönig und überflüssig. Mein Beruf bringt mir keine Freude mehr, ich habe die Lust zu allen verloren.“

Man kann kaum ehrlicher und ergreifender das Drama der Entzweiung mit den Eltern darstellen, die kein Verständnis für die Interessen der heutigen Jugend aufbringen. Freilich nur allzu oft ist es das proletarische Arbeitsschicksal, die Überlastung der Eltern im Daseinskampf, die ihnen so wenig Zeit und Ruhe für ihre Erziehungsaufgaben übrig läßt. Um so rührender wirkt das Verständnis für die Überlastung der Eltern, die so mancher Junge in seiner Niederschrift bekundet. Ein 16jähriger Berufsschüler schildert sein Zuhause folgendermaßen:

„Wenn ich abends spät von der Arbeit komme, finde ich die Wohnung leer, denn meine Eltern sind im Nachtbetrieb beschäftigt. Um der Langeweile zu entgehen besuche ich des öfteren Kinos und andere Vergnügungsorte. Man verat dort oft in schlechter Gesellschaft, so daß man fürchten muß am Ende selbst noch auf schiefer Ebene zu geraten. Meine Eltern selbst sind herzensgut zu mir, können aber doch nicht das richtige Verständnis für mich aufbringen. Meine Mutter liebt mich fast abgöttisch und sieht in mir nur das gute, will oder sieht wirklich nicht das schlechte in mir. Mein Vater ist aber ein alterer Freund zu mir und will nur das beste für mich, aber er ist zu sehr beschäftigt um einen großen Einfluß auf seinen Jungen auszuüben. In der Lehre ist man wie eine Maschine, man kommt morgens, tut seine Pflicht und abends kann man gehen.“

So lauten die Klagen der einen. Ganz anders die Blicke aus den bewußt sozialistischen Familien

Geistige und politische Gemeinschaft mit den Eltern und eine freiheitliche Erziehung, die vom Vertrauen zum jungen Menschen selbst getragen ist, sind hier viel häufiger anzutreffen, als in den Familien, wo der kleinbürgerliche Geist vorherrscht. Und es zeigt sich dabei, wie sehr eine vernünftig gewährte Freiheit den Jugendlichen zur Selbstverantwortung anspricht, und wie sehr er gerade deswegen an den Eltern hängt: „Meine Mutter gewährt mir viel Freiheit in allem. Dadurch bin ich ordentlich. Würde ich die Freiheit nicht haben, dann... Ich lese viel und alles. Von Goethe bis Remarque. Dadurch habe ich sehr viel gelernt. Hätte ich die Bücher lesen müssen oder hätte mir meine Mutter verboten, diese Bücher zu lesen, hätte ich nichts gelernt. Nur das, was ich will und wozu ich die Freiheit habe, wird mir Erfolg bringen. Wenn ich es später zu etwas gebracht habe, verdanke ich das zur Hälfte meiner Mutter, die mir die Freiheit dazu gab, das zu tun, was ich wollte.“

Bezeichnend sind die häufigen Äußerungen der Hochschätzung der Mutter, die einer Erwerbsarbeit nachgeht: „Meine Mutter ist mir vor allem am liebsten, sie arbeitet Tags über und hilft mit verdienen, da das Geld, das mein Vater verdient, nicht reicht. Sie hat schon viele Krankheiten durchgemacht, und hat trotzdem ihre Arbeiten aufgenommen, da sie uns Kinder es behaglich machen will.“ — „Es fällt meinem Vater schwer, uns beide einen Beruf erlernen zu lassen; deshalb arbeitet meine Mutter mit. Sie hat es schwer aber sie macht es mit Liebe denn es gilt ja für unsere Zukunft.“

Sehr häufig sind die Klagen der Jugendlichen darüber, daß die Eltern es unterlassen haben, sie über sexuelle Fragen aufzuklären. Auch hierin zeigt sich die bewußt sozialistische Familie fortschrittlicher: „Meine Eltern sind modern eingestellt welche uns auch modern erziehen. Mein Vater, welcher sozialistisch eingestellt ist, sagte zu mir, wie ich 15 Jahre alt war, es wäre jetzt Zeit, daß ich mich organisiere und um Politik etwas bekümmere. Auch im sexuellen wurden wir Kinder aufgeklärt als er dachte wir sind reif genug dafür. Den größten Wert legte er auf

die Gefahren der Großstadt aufmerksam zu machen.“ Mit Recht hebt der Bearbeiter dieser Umfrage, Günter Krolzig, angesichts dieser häufigen Klagen der Jugendlichen hervor, daß „der Gedanke der Notwendigkeit einer Aufklärung in der Familie sich noch immer kaum durchgesetzt hat und sich nur in den Anfängen befindet. Es ist aber festzustellen, daß in der Mehrheit die Jungen, die zu Hause aufgeklärt worden sind, sich an die Familie gebunden fühlen. Dabei genügt es, daß die Eltern nur die äußere Veranlassung dazu geben, sich mit der sexuellen Frage gründlicher zu beschäftigen.“

Überhaupt bestätigen diese Berichte, wie sehr freiheitliche Erziehung, gegenseitiges Vertrauen, und Kameradschaft die Beziehungen zwischen den Eltern und der heutigen Jugend festigen und vertiefen. Es ist der neue Geist der Demokratie in der Familie, der sich in der sozialistischen Arbeiterschaft allmählich durchsetzt. Es ist der gemeinsame gewerkschaftliche und sozialistische Kampf der Väter und Söhne, leider bei weitem noch nicht so sehr der Mütter und Töchter, der neue Familienbände auf höherer sittlicher Grundlage schafft. Wie erfreulich ist der Bildungsdrang der Arbeiterjugend, der die Berichte der Berufsschüler durchzieht. Und wie dankbar nehmen die Jugendlichen die schweren Opfer hin, die die Arbeitereltern der beruflichen und allgemeinen Ausbildung ihrer Kinder bringen.

Das Wohnungselend, die quälenden wirtschaftlichen Sorgen der Arbeiterschaft finden in diesen Berichten der Jugendlichen ihren erschütternden Widerhall: „Mutter ist krank. Sie mußte mitarbeiten, den Haushalt besorgen, die Kinder betreuen, nähen, nähen bis in die Nacht hinein. Sorge, bittere Sorge quält die Eltern! Und da soll ein glückliches Familienleben zustande kommen? Soll gelacht und gescherzt werden? Wo andere prassen, schlemmen, Geld vergeuden... Unser Geld — wird hier jeder Pfennig zehnmal umgedreht, ehe er ausgegeben wird. So sind die wahren Zustände im Familienleben...“ Es ist die Stimme der jugendlichen Kämpfer um soziale Umgestaltung und die Neugestaltung der proletarischen Familie, um ihre Erlösung vom unerträglichen wirtschaftlichen Druck, die als Verheißung einer besseren Zukunft aus den Niederschriften der sozialistischen Arbeiterjugend ertönt.

Judith Grünfeld

Der Kampf um den § 218

Der § 218 des deutschen Strafgesetzbuches besagt: „Eine Schwangere, welche ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleibe tötet, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein. — Dieselben Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel der Abtreibung oder Tötung bei ihr anwendet oder beigebracht hat.“ Um diesen Paragrafen wird jetzt besonders heftig gestritten. Eine Ärztin und ein Arzt in Stuttgart wurden verhaftet, weil sie in Hunderten von Fällen gegen den § 218 verstoßen haben sollen. Hier handelt es sich um eine Angelegenheit, die das arbeitende Volk in erster Linie angeht. Betrachtet man nächstehende Ziffern, so wird man sich darüber klar sein, welche Motive dem Kampf um den § 218 zugrunde liegen.

Die Zahl der jährlichen Abtreibungen in Deutschland wird auf eine Million geschätzt, und liegt höher als die Zahl der Geburten. 20 000 Frauen sterben jährlich durch Abortfieber. 200 000 bis 300 000 Frauen erleiden schwere Erkrankungen nach Fehlgeburten. Rund 10 000 Anzeigen je Jahr erfolgen wegen Abtreibungen und jährlich etwa 6000 bis 7000 Verurteilungen. Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Meistens werden es Frauen des arbeitenden Volkes sein, die wegen Übertretung des § 218 in die Räder der Justiz geraten. Wenn ein Arbeiter nur mit Mühe und Not sich und die Seinen zu ernähren vermag und trotzdem ein neuer Ankömmling sich ankündigt, dann entsteht die Frage, ob nicht aus sozialen Gründen ein Eingriff notwendig ist. Die in den Großstädten eingerichteten Eheberatungsstellen können ein Lied davon singen, wie ungeheuer groß die Zahl der Menschen ist, die aus ihrer mislichen sozialen Lage heraus sich an sie wenden und um Rat und Hilfe verlangen. Weil ein ärztlicher Eingriff durch den § 218 erschwert ist, greift das Volk zur Selbsthilfe und geht zu Kurfürstern, Engelmacherinnen usw. Die Grausamkeit und Unsinnigkeit des § 218 wird deutlich dargetan dadurch, daß jährlich über eine Million deutscher Frauen gegen ihn verstoßen.

Der in Stuttgart angeklagte Arzt Dr. Friedrich Wolf stellt folgende Forderungen auf: „1. Einrichtung für Beratungsstellen zur Geburtenregelung und Sexualhygiene; dort kostenlose Ausgabe von Verhütungsmitteln an Krankenkassenmitglieder und Unbemittelte. 2. Die Notwendigkeit der Unterbrechung der Schwangerschaft kann nur von sozial geschulten, beamteten Ärzten entschieden werden. Die Unterbrechung der Schwangerschaft selbst soll nur in staatlichen Kliniken durch geschulte Ärzte stattfinden.“ Man kann diesen Forderungen die Berechtigung nicht versagen. Bernard Shaw hat einmal seinem Standpunkt durch folgende Worte Ausdruck verliehen: „Ein Volk, das nicht die Möglichkeit hat, seine Kinder zu ernähren, hat das Recht Kinder zu verlangen!“ Wenn es feststeht, daß die Arbeitslosigkeit auf Jahre hinaus hoch bleiben wird, dann wäre es unsinnig, einen hohen Geburtenüberschuß zu verlangen. Deshalb sind wir überzeugt, daß das arbeitende Volk in seiner Mehrheit gegen den § 218 ist und seine Beseitigung wünscht.

Die „Gesundheitsepidemie“

Nach einer Äußerung, die vor einiger Zeit in einem Hamburger Ärzteblatt erschien, haben wir gegenwärtig eine „Gesundheitsepidemie“ zu verzeichnen, die die Sprechzimmer der Ärzte und die Säle der Krankenhäuser leert. Nun ist zwar bekannt, daß Zeiten guten und schlechten Gesundheitszustandes einander ablösen, ohne daß es bis jetzt möglich gewesen wäre, zu ergründen, wovon das eigentlich kommt. Oberflächlich betrachtet, erscheint es in der Tat so, als ob augenblicklich der Gesundheitszustand der Arbeiterschaft so gut ist, wie selten in den letzten Jahren. Nach den Feststellungen des Hauptverbandes deutscher Krankenkassen sind in der gesamten deutschen Krankenversicherung im Jahre 1930 an jedem Kalendertage durchschnittlich 200 000 Arbeitsunfähige weniger gezahlt worden als im Jahre 1929. Nimmt man an, daß der durchschnittliche Krankengeldsatz je Tag 2 Mark beträgt, so würde das bedeuten, daß in der gesamten Krankenversicherung im Jahre 1930 mindestens 144 Millionen Mark weniger an Krankengeld ausgegeben wurden als im Jahre 1929.

Die nächstliegende Erklärung für diese Tatsache wäre die, daß wir hier mit einer Auswirkung der durch die Notverordnung vom 26. Juli 1930 eingeführten Krankenscheingebühr zu tun haben. Sicherlich trägt diese Gebühr in vielen Fällen dazu bei, eine Krankmeldung zu verhindern, weil der Versicherte einfach nicht in der Lage ist, die Gebühr aufzubringen. Aber die Statistiken des Hauptverbandes zeigen uns, daß schon vor

der Notverordnung der Krankenstand niedriger war als im Jahre 1929 und 1928. Die Notverordnung kann also diese Bewegung nicht hervorgerufen, sondern höchstens verstärkt haben.

Trotzdem kann man nicht davon sprechen, daß etwa der Gesundheitszustand gegenüber den Vorjahren sich im Jahre 1930 gebessert habe. Das beweist die Tatsache, daß die Kosten für ärztliche Behandlung und für Arznei bei den meisten Kassen sich kaum vermindert, ja bei einer Reihe von Krankenkassen sich sogar vermehrt haben. Wir haben, nach diesen Tatsachen zu urteilen, also nicht weniger Kranke als in den Vorjahren, nur melden sich die Kranken nicht mehr arbeitsunfähig. Und die Erklärung hierfür ist wirklich nicht schwer zu finden; sie liegt begründet in der schlimmen Lage des Arbeitsmarktes.

Der versicherte Arbeiter, der heute noch Beschäftigung hat, wird sich selbst wenn es an sich dringend notwendig wäre, hüten, arbeitsunfähig krank zu melden. Wenn Entlassungen auf der Tagesordnung stehen, dann wird der Unternehmer zunächst die Leute abstoßen, die nicht mehr vollwertig sind. Dazu rechnen auch ungerechterweise Kranke. Aber auch auf die Gefahr einer Verschlimmerung seines Zustandes hin, zieht es der Arbeiter vor, möglichst lange seine Tätigkeit auszuüben. Überdies ist der Unterschied zwischen Arbeitslohn und Krankengeld sehr hoch.

Das sind die wahren Ursachen der „Gesundheitsepidemie“. Zu irgendwelcher Freude über die anscheinend so niedrigen Krankheitszahlen besteht unter diesen Umständen keine Veranlassung.

Arbeiterüberfluß in Frankreich

Da Frankreich aufgehört hat, eine Oase in der wirtschaftlichen Wüste zu sein, geht nicht nur die Einwanderung nach Frankreich zurück, sondern es macht sich auch eine starke Rückwanderung der Ausländer in ihre Heimat bemerkbar. Im Oktober 1930 sind 3137, im November 3879 und im Dezember 4418 Arbeiter weniger als in den entsprechenden Monaten des Jahres 1929 nach Frankreich gekommen. Die Zahl der im November und Dezember eingewanderten Arbeiter betrug 11112. In den ersten Monaten des Jahres 1931 ist der Rückgang der Einwanderung noch viel bedeutender. Im Januar, Februar und in der ersten Märzhälfte hat Frankreich zusammen nur 5860 ausländische Arbeiter aufgenommen. Das Angebot war sicherlich viel größer, aber das französische Arbeitsministerium, dessen Genehmigung für die Einwanderung notwendig ist, sieht sich gezwungen, zum Schutze der französischen Arbeiter nur die unbedingt erforderlichen ausländischen Arbeitskräfte zuzulassen.

So begreiflich es auch sein mag, daß infolge der ungeheuren Arbeitslosigkeit in Deutschland ein deutscher Arbeiter ein Unterkommen in Frankreich sucht, so ist doch aus den erwähnten Gründen vor einer Übersiedlung nach Frankreich zu warnen. Auf alle Fälle muß vorher durch Vermittlung des französischen Generalkonsulats in Köln die Arbeitserlaubnis des Arbeitsministeriums gesichert werden. Aber selbst in diesem Falle ist der Ausreisenschluß noch reichlich zu überlegen, denn die Arbeitserlaubnis kann bereits nach drei Monaten widerrufen werden. Der Arbeiter müßte also dann Frankreich wieder verlassen und hätte in den meisten Fällen seine kurze Beschäftigung in Frankreich mit großen materiellen Opfern bezahlt.

SCHRIFTENSCHAU

Die Regelung des Urlaubs. Diese Schrift wurde in Nr. 6 angezeigt. Der Verfasser heißt nicht Dr. A. Visinger, sondern Dr. Arthur Dissinger.

Krankenversicherung. Von Stadtamtman C. Galm. Aschaffenburg, Eisenstraße 3. Selbstverlag. Preis 30 Pf. In diesem Büchlein sind die wichtigsten Bestimmungen über reichsgesetzliche Krankenversicherung nach dem neuesten Stande der Gesetzgebung in leichtverständlicher Weise zusammengefaßt.

Lehrbuch der materialistischen Geschichtsauffassung (Soziologie des Marxismus). Band 1: Allgemeine Grundlegung. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Adler. Preis kart 4 M, in Leinen gebunden 5,75 M. E. Laubsche Verlagsbuchhandlung GmbH, Berlin W 30. Der bekannte marxistische Soziologe behandelt die allgemeinen Grundlagen der materialistischen Geschichtsauffassung und arbeitet den einheitlichen Sinn des Marxismus scharf heraus. Das Buch ist sehr wertvoll für unsere Bildungsarbeit. Adler trennt den Marxismus von den dogmatischen Parteilehren.

SCHRIFTENSCHAU

Die Lebenshaltung des Eisenbahnpersonals. Herausgegeben vom Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands...

Dienststellen des deutschen Eisenbahnpersonals. Preis brosch. 3,50 M. Organisationspreis 1,75 M. Verlagsgesellschaft „Deutscher Eisenbahner“ GmbH, Berlin W 50.

Die wirksame Bekämpfung des vorzeitigen Alterns. Von Dr. med. H. Malten, leitender Arzt der Anstalt für Nerven- und Stoffwechselkrankheiten...

waldstraße 44. Alterskrankheiten greifen rasend schnell um sich. Der wissenschaftlichen Forschung der letzten Jahre ist es gelungen, die Ursache des vorzeitigen Alterns zu erforschen...

Mitteilungen für Betriebskrankenkassen. Bezugspreis vierteljährlich 1,25 M. Verlag Otto Biller, Berlin N 4, Pflugstr. 15

Machen Sie einmal folgendenden Versuch:

Kaufen Sie eine Packung Greiling Schwarz Weiß. Vergleichen Sie diese Zigarette sehr genau mit der bisher gerauchten Marke...



Beachtenswerte ärztliche Erfolge bei Arterienverkalkung

Dr. med. Carl Schmitt, Berlin, berichtet über die Erfolge bei der Behandlung von Arterienverkalkung mit dem Präparat Nr. 4...

Qualität der Waren, Beständig und Haltbarkeit konstanter Farbe. Abkühlung der matten Gefäßwand, auffallend schnelle Genesung des erhöhten Blutdruckes...

Tabletten ohne chemische Zusätze, ebenfalls sehr beliebt und überall bequem zu bekommen. Schachtel mit 200 Tabletten 8 M.

KARNACK Die beste Grundlase. Ein Brief von Herrn Dr. med. Carl Schmitt...

Beachtet und lest aufmerksam die Betriebsräte-Zeitschrift Das wertvollste Bildungsorgan für Verbandsfunktionäre

Lebende blauen Arbeitsanzüge direkt von der Fabrik. Wir liefern: Blaue Arbeitsanzüge aus prima Hauswolle...

Radikaler Preisabbau. Anders eiden wir beweisen durch unseren neuen Katalog...

Elektronen durch Fernunterricht. Prospekt 10 frei. Privatlehrer Dr. Ing. Lesser...

Kropf. Kropf, Hals, Brust, Rücken, Kopf, Ohren, Nase, Augen, Zehen, Füße...

Josef Witt, Weiden 84 Oberpfalz. Gelegtes Bekleidewaren-Spezialgeschäft der Art Europas mit eigenen Webwaren-Fabriken. Ueber 2000 Arbeiter und Angestellte.

Einmale. Broschüre „Was noch erfinden werden muß“ mit „Praktischen Winken“ gratis. Patent-Ing. Folkmar, Berlin-Charl. 4, Fritsche 34/d.

Stuhltuch 1.15, Handtücher 1.25, Strickwolle 1.95. Diese Preise haben nur solange Gültigkeit, bis ein neues Inserat mit anderen Preisen erscheint.

Wilhelm Fahr. Garantierte Leistung jetzt. Berlin, Brunnenstraße 78

BETTEN. Korb- und Metallbetten. Katalog Nr. 122 frei. Kaiserstr. 1, 1. u. 2. Etage

Asthma. Kurieren der Asthmaerkrankung. Grippen / Verschlimmerung von Asthma durch Erkältungen...